



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Phantom aus der Vergangenheit

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Phantom aus der Vergangenheit

John Sinclair Nr. 777

von Jason Dark

erschienen am 25.05.1993

Titelbild von Blanchard

Sinclair Crew

Phantom aus der Vergangenheit

Der alte Mann hockte versteckt im Baum und lauerte auf sein Opfer. Er spürte, dass es Zeit wurde, denn die Kraft floss allmählich aus seinem Körper. Die nächsten Tage würde er kaum mehr überleben können, wenn *sie* nicht kam. Sie würde kommen, sie kam ja jeden Tag. Lange genug hatte er es ausprobiert und immer wieder gewartet, bis heute, wo er endlich zuschlagen wollte. Er spürte seine alten Knochen. Die Gicht steckte in ihnen. Dass er es geschafft hatte, den Baum zu erklettern, kam ihm vor wie ein kleines Wunder. Wenn er den Kopf nach links drehte, konnte er den Weg hochschauen, der am Herrenhaus endete. Er sah die schlanken Bäume, die den Weg säumten und ihn zu einer Allee machten…

Margret Fontyn ritt ihn sehr gern. Sie liebte die Strecke, sie genoss den frühabendlichen Ritt. Da im Herbst die Tage kürzer wurden, hatte sie sich entschlossen, schon früher loszureiten, das wusste der alte Mann genau.

Letzte Sonnenstrahlen fielen aus einem schwachblauen Himmel, der ein Muster aus blassen Wolkenstreifen zeigte. Diese Strahlen sorgten für ein wunderbar weiches Licht. Es hatte sich zwischen die Bäume gelegt wie ein kostbares Gespinst, allerdings nicht zu hell, der Jahreszeit angemessen und leicht sterbend wirkend.

Alles sah schon traurig aus, die Natur stand kurz vor dem Aus, und Cyrus Wood fühlte sich mit ihr verwandt. Auch er würde nicht überleben, wenn nicht…

Es stöhnte.

Ein Zittern hatte ihn geschüttelt. Um nicht von seiner Astgabel zu fallen, musste er sich festklammern. Der Schwindel überfiel ihn urplötzlich. Er hatte den Kopf zurückgelegt, schaute in die Höhe und sah, wie sich das Geäst vor seinen Augen drehte.

Nein, nicht jetzt!, schrie es in ihm. Du musst durchhalten. Bis sie kommt, musst du es schaffen. Sie ist so jung, so frisch, so wunderbar. Du musst es packen.

Allmählich ging es ihm besser. Er sah wieder besser. Deutlich zeichnete sich das Geäst ab. Dazwischen die Lücken, durch die das Licht blass und pudrig fiel.

Kopfschmerzen peinigten ihn. Er hatte Mühe, sich zu halten, weil eben alles in gewaltigen Wellen über ihn kam, als wollte es ihn aus dem Baum fortreißen.

Es ging ihm besser. Nur seine Haut brannte, als hätte jemand Säure darüber gegossen, doch das ließ sich ertragen, das kannte er, damit hatte er oft genug zu tun gehabt.

Es ging weiter, es musste weitergehen, noch…

Er hörte den Hufschlag!

Genau dieses Geräusch erwischte ihn wie ein Adrenalinstoß.

Plötzlich setzte er sich gerade hin. Die Schmerzen in den Knochen waren verschwunden, ebenfalls die auf seinem Gesicht, er kam wieder mit sich selbst zurecht.

Er war okay!

Cyrus Wood duckte sich. Er freute sich darüber, wie geschmeidig er plötzlich geworden war, und der Vergleich mit einem Raubtier fiel ihm ein. In den Augen lag ein gefährliches Lauern, die Pupillen waren vereist, und er bewegte sich nach rechts, um etwas von seiner Schulter gleiten zu lassen.

Geschickt fing er das Lasso mit der rechten Hand auf. Er fühlte sich gut, sogar wieder jung, schaute nach links und sah dort das Pferd mit der Reiterin darauf. Wie ein sich schnell bewegender Scherenschnitt

hob es sich innerhalb der Lichtflut ab. Hufe donnerten über den Boden, Staub wallte hoch, Wolken umschwebten die Beine des Tieres, das im einfallenden Licht der Herbstsonne ungewöhnlich geisterhaft und durchscheinend wirkte, als hätte es eine andere Welt verlassen.

Sie ahnte nichts, die Schöne auf dem Pferd, konnte nichts ahnen.

Sie hockte leicht vornübergebeugt im Sattel, ohne ihn jedoch richtig zu berühren, denn es sah aus, als würde sie über dem Pferderücken schweben.

Sie trug normale Reiterkleidung. Die hohen Stiefel glänzten ebenfalls im Sonnenlicht.

»Margret Fontyn.« Er flüsterte den Namen und wiederholte ihn dreimal, als würde er ihm noch einmal Kraft geben für das, was vor ihm lag. Sein Gesicht spannte sich, die Lippen zogen sich in die Breite, und er war jetzt ganz locker.

Wie immer, wenn…

Cyrus Wood dachte nicht mehr weiter. Er musste sich konzentrieren, lockerte seinen rechten Arm, über den er das Lasso gehängt hatte, und dann war es so weit.

Die Reiterin preschte heran, sie schaute nach vorn, nicht nach oben. Das war ihr Pech.

Die Schlinge fiel zielgenau nach unten!

Die Frau auf dem Pferd merkte nichts. Wahrscheinlich hatte sie nicht mal den Schatten der Schlinge gesehen, als diese dicht vor ihrem Gesicht vorbeiwischte.

Zu spät spürte sie die Wirkung. Plötzlich straffte sich das Seil, alles lief so schnell ab, dass es ihr vorkam wie ein bitterböser grausamer Traum.

Als sie aus dem Sattel gerissen wurde, machte der Schock sie stumm. Es sah aus, als würde eine Puppe durch die Luft segeln, die ihre Arme nicht bewegen konnte, weil auch sie von der Schlinge eingeklemmt waren. Dann prallte sie auf den harten Boden. Der Körper wirbelte noch einmal in die Höhe, zusammen mit einigen Blättern, die sie umgaben wie altes Papier. Dann fiel sie wieder zurück – und blieb liegen.

Der alte Mann im Baum grunzte zufrieden. Er hatte es geschafft, wieder einmal. Und er hatte sogar noch die Kraft gehabt, das Seil festzuhalten, und dies war wirklich etwas Besonderes, wenn er daran dachte, wie schwach er war.

Das Pferd war weitergelaufen. Es schien die Gefahr gespürt zu haben, und in der Ferne verklang sein Wiehern zwischen den Bäumen.

Cyrus Wood kletterte nach unten. Wieder spürte er ein Zittern. Ein kalter Schauer rann über seinen Rücken. Die Augen brannten. Das Ziehen in seinen Knochen und Muskeln wurde unerträglich, und als er aus einer bestimmten Höhe zu Boden sprang, da knickten seine Beine

weg, und er fiel bäuchlings zu Boden.
Dort blieb er liegen.
Nicht mal weit entfernt von der anderen, reglosen Gestalt. Er sah in ihr Gesicht. Es wirkte blass und gleichzeitig bleich. Letzte Staubwolken umschwebten es, die wie feiner Staub durch die Strahlen der Sonne zogen.
Wood schaute in die andere Richtung, nach links, von wo die Reiterin gekommen war.
Dort bewegte sich nichts. Wie immer war sie allein gekommen, und wie immer würde es kaum auffallen, wenn sie erst spät zurückkam. Immer wenn die Dunkelheit das Land überschattete, machte sie sich auf den Rückweg. Dann aber langsamer, sie ließ das Pferd nur gemächlich gehen, weil es sich ausruhen musste.
Bleib liegen! Die innere Stimme wühlte ihn auf. Bleib einfach hier liegen…
Er kämpfte dagegen an. Wieder kam die Schwäche wie eine Woge über ihn. Er konnte jetzt nicht aufgeben, so dicht vor dem Ziel, aber so schwach war er zuvor nie gewesen.
Und so kroch er vor. Cyrus Wood war nicht in der Lage, sich auf den eigenen Beinen zu bewegen. Zentimeter für Zentimeter bewegte er sich nur voran. Den Kopf hielt er gesenkt, sein Gesicht, auch die Lippen schleiften über den Boden. Zwischen seine Zähne geriet das welke Laub, an dem noch der Schmutz klebte. Auch an seiner Kleidung blieben die feuchten Blätter hängen. Er keuchte, wenn ihn das blasse Sonnenlicht traf, er streckte die Arme aus, um sich an dem liegenden Körper seines Opfers festzuklammern. Er musste nahe an sie heran, sehr nahe.
Sie war nicht tot. Wood hörte ihr Atmen, das von einem leichten Stöhnen durchdrungen wurde. Margret Fontyn war eine schöne junge Frau. Ihr Haar war so dicht und wunderbar, dass es schon wie künstlich wirkte. Die weiße Haut des Halses, des Gesichts, es machte ihn an, und es gab ihm wieder einen geringen Kraftschub, den er benötigte, um den Rest des Wegs zurückzulegen.
Wood schaffte es.
Er griff zu!
Mit beiden Händen umklammerte er die Schultern der Frau und zog sich so schräg über sie, dass sein Gesicht mit dem ihren in einer Höhe lag. Aus sehr kurzer Distanz konnten sie sich dabei in die Augen schauen.
Margret Fontyn war bewusstlos gewesen, jedoch nicht lange, außerdem mehr durch den Schock als durch den Aufprall. Jetzt hielt sie ihre Augen wieder offen.
Sie sah ihn.
Er sah sie.

Und Cyrus Wood grinste. Es war ein widerliches, hinterhältiges und gleichzeitig wissendes Grinsen, und es erwischte die Frau wie ein Schlag. Sie wusste mit einem Mal, dass sie einem Irren in die Hände gefallen war, zumindest einem Menschen, der in ihrem Zustand mit ihr machen konnte, was er wollte.

Noch immer schwebte das Gesicht über dem ihren. Es war alt, furchtbar alt, das eines Greises, und es stand im krassen Gegensatz zu ihrer eigenen Schönheit. Zahlreiche Falten durchzogen es. Die Augen lagen tief in den Höhlen, ebenfalls alte Augen, allerdings mit einem Blick, der sie frösteln ließ. So schaute jemand, dem der Tod nicht fremd war, der ihn auch auf die Reise schickte, und sie war das Opfer.

Margret zitterte innerlich. Sie fror, was nicht an der äußerlichen Kälte lag. Aus dem Mund drangen flüsternde Laute, untermalt von krächzenden Geräuschen. Sie öffnete den Mund, denn sie fühlte sich jetzt in der Lage zu schreien.

Genau darauf hatte der andere gewartet.

Kaum standen die Lippen offen, als er seinen Kopf mit einer gedankenschnellen Bewegung nach unten rammte und den Mund voll erwischte. Nicht nur eine flüchtige Berührung, er saugte sich hart daran fest und hörte in der Kehle ein dumpf klingendes Geräusch, möglicherweise eine Art von Widerstand.

Wood ließ nicht locker. Er saugte sich an den Lippen der Frau fest, und produzierte dabei ein wohliges Stöhnen. Er spürte, wie ein gewisser Damm brach. Jetzt war er glücklich, denn er hatte den bestimmten Punkt überschritten.

Cyrus Wood saugte weiter. Er sah so aus, als wollte er die Frau leer trinken, aber er schlürfte nicht ihr Blut, das hätte ihm nicht geschmeckt. Der Mann wollte etwas anderes. Und er war glücklich, als der Widerstand der Frau erlahmte. Er spürte, wie die Kraft immer stärker in ihn hineinfloss.

Keine Kraft, sondern Leben.

Ihr Leben!

Das jetzt ihm gehörte!

Wood konnte es kaum fassen. Ein irres Glücksgefühl durchströmte ihn. Er hatte es geschafft, im letzten Augenblick war es ihm wieder einmal gelungen, das Leben zu verlängern.

Wie schon so oft in der langen, langen Vergangenheit.

Es war genug, zumindest für den Anfang, und er löste seinen Mund von ihren Lippen, wobei ein satter schmatzender Laut entstand. Plötzlich fühlte er sich gut, wenn auch nicht top, aber es war kein Vergleich zu dem Feeling, das ihn noch vor Minuten durchtost hatte.

Er war noch nicht von der endgültigen Kraft erfüllt, das würde noch kommen, er brauchte nur eine kleine Pause, um über all die herrlichen Dinge nachzudenken.

Die Frau lebte noch. Er hörte plötzlich ihr heftiges Atmen, er sah ihr Gesicht – und es traf ihn nicht einmal der Schreck, als er es sah.

Es sah alt aus. Sehr alt sogar…

In den letzten Sekunden war die junge Frau um mehr als dreißig Jahre gealtert. Grau und faltig die Haut. Trübe der Blick ihrer Augen, lappig und zitternd die Lippen. Die Haut an ihrem Hals zuckte.

Sie holte röchelnd Luft, wobei ihre Zunge vorschnellte und wieder zurückzuckte.

Er blieb hocken, damit auch sie ihn sehen konnte. Margret Fontyns Blick klärte sich allmählich, sodass sie den Mann neben und über sich allmählich deutlicher erkennen konnte.

Ein tiefer Schreck durchzuckte sie. Das war nicht mehr er, das war ein anderer.

Sie schüttelte sich, sie war erfüllt von einer unheimlichen und abartigen Furcht, denn sie schaute in das Gesicht eines viel jüngeren Mannes, auch wenn es kein Jüngling war.

Sie war gealtert, er hatte sich verjüngt!

Ein nicht erklärbarer Wahnsinn, eine Halluzination, doch als sie sein wissendes Grinsen sah, da wusste sie Bescheid, dass dieser Zustand tatsächlich eingetreten war.

Es kostete sie eine immense Kraft, die Arme anzuheben und nach ihrem Gesicht zu fühlen. Sie fürchtete sich davor, die Fingerkuppen über die Haut gleiten zu lassen. Für einen Moment hatte sie noch die Hoffnung, dass es nicht stimmte, dann hatte sie Kontakt. Nur mit Mühe konnte sie den Schrei unterdrücken.

Das war ihre Haut, doch gleichzeitig war es eine andere. So alt, so weich, so klumpig. Margret musste die Augen schließen. Das Gefühl der Furcht wurde abgelöst von dem einer völligen Mattheit. Sie kam mit sich selbst überhaupt nicht mehr zurecht. Als sie das böse Gelächter über sich hörte, öffnete die Frau die Augen, schaute in die Höhe – und sah ihr Gesicht in dem kleinen Taschenspiegel, den ihr der verjüngte Mann entgegenhielt.

Es war unbeschreiblich.

Sie jammerte plötzlich, sie wollte nicht mehr hinsehen, drehte den Kopf zur Seite. Das grunzende Gelächter nahm sie nicht wahr, zu sehr war sie in ihre eigenen Gedanken verwickelt, bis sie dann wieder die Lippen auf ihrem Mund spürte.

Nun war es umgekehrt. Die anderen Lippen hatten sich gestrafft, als würde ein besonderes Blut sie durchströmen. Sie waren weich und warm, ihre nicht.

Und er drückte seinen Mund noch härter gegen den ihren. Margret Fontyn erlebte die folgenden Sekunden sehr bewusst mit, als hätte ihr das Unterbewusstsein den Befehl gegeben, die letzte Zeit des Lebens noch einmal intensiv zu durchleben.

Es passierte auch. Sie bekam alles mit – leider. Der Schreck nagelte sie auf den harten Boden, und trotzdem hatte sie das Gefühl, abzuheben und wegzuschwimmen.

Das war nicht mehr ihre Welt, in der sie sich befand. Eine andere rollte lautlos auf sie zu. Eine endgültige und auch so gefährliche und dunkle Welt.

Die des Todes…

Sie schnappte zu.

Noch einmal bäumte sich Margret auf, ihr Blick klärte sich, sie sah wieder besser, und das abermals verjüngte Gesicht war das letzte Bild, das sie mit in das endgültige Reich der Schatten nahm. Sie starb, ohne einen letzten Seufzer abzugeben.

Cyrus Wood zuckte genau in dem Augenblick zurück. Er spürte, dass er keine lebende Person mehr vor sich hatte. Die Frau war gestorben und für ihn somit unwichtig geworden.

Er drückte den Rücken durch.

Diesmal fühlte er sich super, einfach wunderbar. Seine Haut war straff, sogar leicht gebräunt, wie er bei einem Blick in den Spiegel feststellen konnte.

Dabei kicherte er, weil er daran dachte, dass Vampire kein Spiegelbild haben. Gut, er war ein Vampir, aber ein besonderer. Er brauchte sich nicht vom Blut der Menschen zu ernähren, er nahm ihnen etwas anderes, das ebenso schlimm war.

Er holte sich ihre Kraft!

Dann stand er auf.

Mit einer geschmeidigen Bewegung, schon tänzerisch anmutend.

Auf der Straße stehend drehte er sich um. Blätter fielen von den Bäumen. Sie waren gelb geworden, andere schimmerten in tiefen Rottönen oder auch violett.

Die Natur gab ihr Leben und ihre Kraft ab. Er aber hatte sie sich geholt.

Es würde reichen. Zumindest für die nächsten Tage. Ob man die Spuren, die er hinterlassen hatte, entdecken würde, war ihm egal, denn keiner kannte sein Gesicht, niemand kannte seinen Namen. Er war das Phantom aus der Vergangenheit, ein Seelensauger. Wer seine Spur aufnehmen wollte, musste mehr sein als ein Mensch.

Die letzten Strahlen der Sonne hatten sich zurückgezogen. Die Feuchtigkeit eines frühen Herbstabends begann, und mit ihr kamen die ersten dünnen Schleier. Von beiden Seiten der Allee schlichen sie heran wie lange Totenfinger, und es war kein Laut zu hören, als sie die Leiche umwickelten.

Cyrus Wood gefiel es nicht, dass die Frau mitten auf dem Alleeweg lag. Da konnte sie zu schnell gefunden werden, deshalb bückte er sich und schleifte sie auf den Wegrand zu, wo sich ein mit Laub gefüllter

Graben befand. Als der schwere Körper hineinfiel, sackten die Blätter zusammen, als wollten sie ein Bett bilden. Einige legten sich wie die Reste von alten Grabtüchern über die Tote. Das war dem Mann nicht genug, er schaufelte weiteres Laub über den Körper, war zufrieden und verschwand wieder, da er sein Lasso einrollen und über seine Schulter hängen wollte. Er durfte auf keinen Fall verräterische Spuren hinterlassen. Mit sich zufrieden tauchte er zwischen den Bäumen des Parks unter. Sehr bald schon erreichte er die freiliegenden Rasenflächen. Über ihnen schwebten die Dunstschleier lautlos hinweg und hüllten auch ihn sehr bald ein wie übereinander geschichtete Mäntel.

Wenig später war er untergetaucht. Sogar einen Wassergraben konnte er überspringen. Diese Kraft hätte er sich vor wenigen Minuten noch nicht zugetraut.

Er war gerettet.

Wieder einmal.

Und bis die Leiche der Frau gefunden würde, verging Zeit. Vielleicht entdeckte man sie erst am nächsten Tag, dann konnte er sich bereits auf eine neue Person konzentrieren.

Hier irrte Cyrus Wood!

Er hatte nicht mit der Treue des Pferdes gerechnet. Es war zwar vor der Gefahr weggelaufen, doch es kam zurück, und es spürte, dass etwas mit seiner Reiterin und Menschenfreundin geschehen war. An der Stelle, wo das Laub den starren Körper bedeckte, blieb es stehen, senkte den Kopf, und zusammen mit den Atemwolken drang ein schrilles Wiehern aus dem weit geöffneten Maul.

Es stampfte sanft und demonstrativ auf, wollte nicht das zerstören, was unter dem Laub verborgen lag, und rannte schrill wiehernd den Weg zurück, um an das Haupthaus zu gelangen. Dort lebten Menschen, und die würden sich ihre Gedanken machen, wenn der Sattel leer war…

***

Einen Tag später!

Die Natur lag im Sterben, was uns besonders deutlich auffiel, weil wir über Land fuhren, wobei sich unsere Stimmung der Natur angeglichen hatte.

Es war ein trüber Tag gewesen, ganz im Gegensatz zum Vortag.

Der Himmel hatte sich bezogen. Der Wind kam aus Südost, war ziemlich böig, rüttelte an den Bäumen und riss voller Wut die nicht mehr so fest sitzenden Blätter ab, um mit ihnen zu spielen, bevor sie dem Boden entgegentrudelten.

Mein Freund Suko fuhr. Wenn er hinter dem Lenkrad saß, hockten wir nicht in unserem Dienst-Rover, sondern im privaten BMW meines

Freundes, den er so unwahrscheinlich liebte und pflegte.

Schnell konnten wir nicht fahren. Zum einen ließ es der kurvige Verlauf der Straße nicht zu, zum anderen klebten zahlreiche Blätter auf der Fahrbahn, sodass diese an vielen Stellen zu einer schon eisglatten Fläche geworden war.

Es regnete nicht, doch die Wolken würden an diesem Tag noch weinen, daran glaubte ich fest.

Uns machte die Fahrt keinen Spaß, denn an vielen Stellen war es schon neblig geworden, sodass wir des Öfteren durch den Dunst krochen.

Suko holte tief Luft und nickte.

»Was hast du?«, fragte ich ihn.

»Manchmal verfluche ich den Job.«

»Aha. Auch heute?«

»Sicher.«

Ich schüttelte den Kopf. »Denk daran, dass das Leben wie eine Klobrille ist und man viel durchmacht. Aber heute geht es uns gut. Es gibt keine Dämonen, die auf uns lauern. Ich habe nicht den Eindruck, mich in Lebensgefahr zu befinden…«

»Ja, ja, ja, ja…«, unterbrach er mich. »Aber es gibt da eine Familie Fontyn.«

»Und?«

»Die kommt mir schrecklich vor.«

Ich lachte glucksend. »Weshalb denn? Nur weil Sir James sie uns ans Herz gelegt hat?«

»Ja und nein. Ich kann mir vorstellen, dass diese Familie der Ausbund an Dekadenz ist. Die wird uns hochnäsig behandeln wie ein Golden Retriever einen Pinscher. Ich bin davon überzeugt, dass einiges auf uns zukommt.«

»Klar, eine Tote.«

»Hat Sir James gesagt.«

»Und du glaubst ihm nicht?«

»Doch. Sogar, dass mit ihr etwas geschehen ist. Dass sie alterte und aus einer jungen Frau von Mitte Zwanzig eine Greisin geworden ist. Das alles nehme ich hin, das könnte auch unser Job sein. Wenn ich jedoch an die Verwandtschaft denke, kriege ich eine Gänsehaut. Die ersticken bestimmt an ihren Konventionen, haben einen irren Stammbaum und zudem eine Menge Geld geerbt. So viel, dass sie von den Zinsen noch immer mehr als satt werden können.«

»Du bist doch nicht neidisch?«

»Nein, John, dafür kennst du mich zu gut. Ich bin nur kein Freund dieses Standes.«

»Mal sehen, ob du Recht hast.«

»Bestimmt.«

Das Grundstück der Familie Fontyn hatten wir längst erreicht. Wir befanden uns auf dem Weg oder auf der Zufahrt, wenn man es genau nehmen wollte, doch bis zum eigentlichen Ziel würde noch eine ganze Menge Zeit verstreichen.

Das Land der Familie war so groß wie manch mittlere Stadt, und es wirkte alles sehr gepflegt und parkähnlich.

Die unmittelbare Umgebung des strikt geradeaus führenden Wegs veränderte sich. Plötzlich reichten die Bäume immer näher heran.

Hohe Pappeln, die schließlich den Weg zu einer Allee machten, und sie führte direkt auf das wuchtige Herrenhaus der Familie zu, das wir am Ende dieser Allee schemenhaft erkennen konnten.

»Wie viele Zimmer mögen die haben?«, murmelte Suko.

»Keine Ahnung. Aus dir spricht der Neid.«

Er winkte ab. »Nein, nicht der Neid. Ich habe einfach das Gefühl, als würde man uns benutzen. Dabei wartet genügend Arbeit auf uns, die viel wichtiger ist.«

»An welche denkst du dabei?«

»Du bist gut. Hast du deinen Knochen-Sessel vergessen? Wir haben noch immer nicht herausgefunden, wer dieser Sessel als Mensch gewesen ist. Eigentlich hätten wir uns darauf konzentrieren müssen, aber was ist? Nichts! Stattdessen laufen wir dieser komischen Familie Fontyn hinterher.«

»Hast du denn eine Spur?«, fragte ich.

»Nein, aber ich hätte ja eine finden können.«

»Wir haben Bill angesetzt, und der wird schon etwas herausfinden.«

»Da bin ich mal gespannt.«

Vor uns öffnete sich die Straße. Es war wie im Film. Das große Rondell mit der kreisrunden Grasfläche in der Mitte, an deren Rand im Sommer Blumen blühten, jetzt aber von einem Gärtner als verwelkte Reste aus der Erde geholt wurden. Der Weg teilte sich. Von zwei Seiten führte er um das Rondell herum, um in eine Zufahrt zu münden, wo drei Limousinen standen. Darunter befand sich auch ein BMW der 3er-Reihe.

Wir stellten unseren Wagen dazwischen und stiegen aus. Ruhe umgab uns, selbst der Gärtner arbeitete so lautlos wie möglich. Hier sollte niemand gestört werden.

»Totenrunde«, kommentierte Suko.

»Damit kannst du Recht haben.« Ich schaute einigen schwarzen Vögeln nach, die über hohen Baumwipfeln hinwegglitten, um die grauen Wolken zu erreichen.

Das große Haupthaus war ein Prachtbau. Die Nebengebäude interessierten mich nicht. Weiter hinten sah ich die viel flacheren Ställe für die Pferde der Fontyns.

Üppig wirkendes und sehr sauberes Mauerwerk. Dazwischen die

großen Fenster mit den weiß gestrichenen Rahmen, das mächtige Dach, aus dem die Erker wie Wächter hervorlugten, um jeden Besucher begrüßen zu können, der sich dem Haupteingang näherte.

Natürlich mussten wir über die Stufen einer breiten Treppe schreiten, und natürlich lag nicht ein Blatt auf ihnen. Selbst Moos wuchs nicht zwischen den Ritzen. Alles wirkte sehr gepflegt und sauber, der Gärtner hatte hier wirklich gute Arbeit geleistet.

Eine Klingel sahen wir nicht. Dafür den eisernen Klopfer vor der Tür. Ob er mehr zur Dekoration angebracht worden war, konnten wir nicht feststellen, jedenfalls kam Suko nicht dazu, es auszuprobieren. Wie von Geisterhand geführt, schwang die Tür nach innen und gab uns den Weg in dieses Gebäude frei.

Trotz ihrer Größe hörten wir keinen Laut. Und ebenso lautlos wie ein Kunstgebilde wirkte der Butler, der auf uns gewartet hatte. Mir fielen seine grünen Augen auf und das eckig geschnittene Gesicht.

Er trug das dunkle Haar zur Bürste geschnitten, seine Augenbrauen glichen Holzkohlebalken, die sich jetzt allmählich in die Höhe hoben, als er uns anschaute.

Die schwarze Kleidung konnte der Butler wegen der Trauer tragen oder auch als Berufskleidung ansehen. Uns war es egal. Während ich uns vorstellte, konzentrierte sich Suko auf den Geruch. Auch mir war der Geruch nicht verborgen geblieben. Genau war er nicht zu definieren. Das konnte eine Mischung aus Weihrauch und anderen Kräutern sein.

»Wir werden erwartet«, sagte ich.

»Ja, Gentlemen.« Der Butler sprach mit einer Flüsterstimme, die unecht klang. Wahrscheinlich musste er so in diesem Trauerhaus sprechen, wir jedenfalls hatten Mühe, ernst zu bleiben, da diese Stimme einfach nicht zu ihm passte.

Er gab uns den Weg frei. Seine Bewegungen wirkten wie einstudiert. Sogar die weißen Handschuhe fehlten nicht. Suko und ich betraten eine Halle, in der es nach der Vergangenheit roch, die man hier aufbewahrt hatte in Form von Möbelstücken und Gemälden.

Mehrere Türen zweigten zu den Seiten hin ab. Eine breite Treppe war ebenfalls vorhanden, und dann stand der Butler wieder neben uns, der uns mit seiner Flüsterstimme darum bat, noch einige Augenblicke Geduld zu haben, die Herrschaften würden gleich hier erscheinen.

»Geht in Ordnung, James!«

Ein scharfer Blick traf Suko. »Ich heiße nicht James, sondern Boris.«

»Becker auch?«

Den Scherz wollte der Mann nicht verstehen. Er drehte sich auf der Stelle um und verschwand durch eine Tür. Wir blieben zurück und kamen uns ziemlich verloren vor in der Halle. Da uns niemand zum Sitzen aufgefordert hatte und wir nicht unhöflich sein wollten, blieben

wir stehen, schauten uns um, nahmen viele Details auf und unterhielten uns flüsternd über den seltsamen Geruch.

»Das sind Räucherkerzen, die ihn verbreiten, oder irgendwelche Pulver, die verbrennen.«

»Kennst du dich aus, Suko?«

»In etwa schon.«

»Okay, du bist der Fachmann.« Ich hatte mich gedreht, denn der Geruch wehte aus einer bestimmten Richtung durch die Halle. Er kam dorther, wo der Butler verschwunden war. Durch die für einen Moment offen stehende Tür musste wohl der Schwall gedrungen sein, der sich dann wieder verstärkte, als die Tür abermals geöffnet wurde.

Ein Mann erschien.

Er trug dunkle Trauerkleidung, war hoch gewachsen, sehr blass und hatte Ringe unter den Augen. Seine Lippen konnten wir kaum erkennen, so bleich waren auch sie. Das graue Haar war zurückgekämmt, deshalb wirkte seine Stirn auch höher. Dunkle Augen musterten uns beim näher Kommen, und als er uns die Hand reichte, um sich vorzustellen, spürten wir die feuchte Fläche.

»Mein Name ist Justus Fontyn. Ich bin hier der Hausherr. Die Tote ist meine Tochter.«

Da wir wussten, was sich gehörte, sprachen wir ihm unser Beileid aus, das er nickend zur Kenntnis nahm. Mir kam der Mann vor wie jemand, der nicht so recht bei der Sache ist. Er machte einen fahrigen und nervösen Eindruck, was allerdings in Anbetracht der Umstände auch kein Wunder war.

»Ich bin erfreut darüber, dass Sie so schnell gekommen sind, Gentlemen, und es ist auch wichtig.«

»Das hoffen wir«, sagte ich.

»Sogar sehr wichtig.« Er strich über seine Stirn. »Was hier passiert ist, dafür gibt es einfach keine normale Erklärung. Deshalb habe ich mich auch an Sir James Powell gewandt. Meine Tochter ist oder war erst fünfundzwanzig, doch wenn Sie sie sehen, dann…«, er schluckte, räusperte sich und winkte ab. »Aber was rede ich! Sie werden es ja selbst erkennen können. Ich darf Sie dann in das Totenzimmer begleiten.«

»Sicher«, sagte ich.

Suko hob die Brauen und verdrehte die Augen. Sogar im Tod waren die Fontyns noch vornehm.

Der Mann ging voraus. So steif, dass er sein eigener Butler hätte sein können. Er öffnete die Tür, und wir betraten einen breiten Gang, der nur spärlich ausgeleuchtet war. Dafür hingen einige Bilder an den Wänden, die allesamt düstere Motive zeigten.

»Ich werde sie in den Bereich führen, in dem meine Tochter lebte. Dort haben wir sie auch aufgebahrt. Wir fanden, dass wir es ihr

schuldig waren. Meine Gattin ist bei ihr. Sie stammt übrigens aus Spanien und heißt Juana Fontyn. Ihre Trauerkleidung unterscheidet sich etwas von der meinen, wie Sie gleich sehen werden.«

Wir gelangten in einen anderen Trakt, wo das Licht zahlreicher Kerzen für Helligkeit sorgte. Sie standen in eisernen Haltern, und ihre Flammen bewegten sich nur sehr langsam. Ein leichtes Flackern und Huschen, das gestaltlose Schatten produzierte, die über den dunklen Fußboden und die Wände huschten.

Der Bereich, der der Tochter gehört hatte, hätte auch zwei kinderreichen Familien Platz geboten, doch in deren Wohnungen war es bestimmt gemütlicher als in dieser ungewöhnlich frostigen Atmosphäre, was auch mit dem Tod der jungen Frau zusammenhängen konnte, aber das kam meiner Ansicht noch hinzu. Justus Fontyn klopfte gegen eine Tür, bevor er sie öffnete. Er flüsterte etwas in den Raum hinein, wir nahmen wieder diesen intensiven Geruch war und hörten auch das leise Schluchzen einer Frau.

Dann war es so weit. Wir durften eintreten – und waren beide überrascht…

***

Dieses Zimmer zeigte für meinen Geschmack keine Einrichtung mehr, das war schon ein makabres Stilleben, in dem Menschen – die Tote ausgenommen – wie Störenfriede wirkten.

Außer Justus Fontyn befand sich noch eine lebende Person im Raum. Es war Juana, die Mutter der Toten. Sie saß auf einem Stuhl neben dem Bett und wirkte wie ein düsteres Gespenst in ihrer vorgebeugten Haltung und eingepackt in die schwarze Trauerkleidung, die von einer ebenfalls schwarzen Mantilla noch unterstrichen wurde, die ihren Kopf einrahmte und nur das Gesicht freiließ.

Wir hörten das leise Weinen, vermischt mit dem trockenen Schluchzen, und wir sahen auch, wie sich ihre Schultern bewegten.

Durch eine Handbewegung gab uns der Hausherr Bescheid, zunächst einmal an der offenen Tür stehen zu bleiben. Er selbst näherte sich seiner Gattin, beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr etwas ins rechte Ohr.

Wir nutzten die Zeit, um das Totenzimmer gründlich zu betrachten. Dessen Mittelpunkt bildete der pechschwarze Sarg. Er war offen und mit weißen Kissen ausgepolstert, auf dem die Tote ruhen konnte. Zwei kinderarmdicke Kerzen standen in schweren Holzständern am Kopfende des Sargs und spendeten zuckendes Licht. Es fiel wie ein Muster aus Lichtschleiern und Schatten über das Gesicht der Person, das selbst bei dieser schlechten Beleuchtung nicht so aussah, wie es aussehen musste, denn es war das Gesicht einer uralten Greisin und umflort von einem grauen Kranz aus wirren Haaren. Die Arme waren

angewinkelt und so gedreht worden, dass die Hände übereinander auf der Brust liegen konnten. Zwischen ihnen steckte schräg der Stil einer dunkelroten Rose, deren Blütenblätter mir sehr schwer und auch schon verwelkt vorkamen.

Der ungewöhnliche Geruch hatte sich zwischen den Wänden des Zimmers intensiviert. Ich entdeckte seine Quelle. Auf einem schmalen Tisch im Hintergrund standen zwei metallene Räuchergefäße, deren Deckel Löcher zeigten. Aus ihnen quoll der dünne Rauch hervor und verteilte sich im Raum. Er machte die Luft schwer, auch irgendwie traurig. Freilich hätte ich es hier keine zehn Minuten ausgehalten.

Justus Fontyn richtete sich wieder auf. Er hielt dabei die Hand seiner Frau fest und sorgte so für einen leichten Zug. Juana Fontyn erhob sich ebenfalls. Sie ging mit gesenktem Kopf, wir konnten nicht einmal ihr Gesicht erkennen. Hinter den Häkellöchern der Mantilla schimmerte nur eine bleiche Fläche.

»Es ist besser, wenn ich meine Gattin jetzt aus dem Zimmer schaffe«, flüsterte uns Justus Fontyn zu. »Es würde möglicherweise etwas viel für sie, denn ihre Nerven sind zu stark in Mitleidenschaft gezogen worden.«

»Wie Sie meinen, Mr. Fontyn.«

Er ging hinaus, ließ die Tür offen und rief mit leiser Stimme nach Boris, der sich um die Hausherrin kümmern sollte. Sofort danach kehrte Justus Fontyn wieder zurück.

Er schloss die Tür, drückte gegen seine Augen, bevor er sich straffte. Er kam nicht direkt auf die Tote zu sprechen, sondern berichtete, wo man sie gefunden hatte. »Es war schlimm, als wir das Laub zur Seite räumten und sie sahen.«

»Wobei Sie sicher sind, dass es Ihre Tochter ist?«, erkundigte sich Suko.

Beinahe böse schaute Fontyn meinen Freund an. »Wie können Sie nur so etwas sagen, Inspektor?«

»Moment bitte, aber ich weiß, wie jung Ihre Tochter war. Die Tote hier hat das Gesicht einer Greisin.«

»Eben, Sir, das war unser Problem.«

Fontyn nickte uns heftig zu. »Sie können mir glauben, Gentlemen, es ist meine Tochter. Ich habe sie ja nicht nur allein an ihrem Gesicht erkannt. Das müssen Sie mir schon abnehmen.«

»Natürlich«, sagte Suko. Er gab ihm im nachhinein Recht. »Nur ist es sehr ungewöhnlich, dass jemand auf diese Art und Weise ums Leben kommt. Wir haben keine Erklärungen dafür.«

»Ich auch nicht. Aber weshalb sind Sie dann hier?«

Ich lockerte durch meine Antwort die aufgetretene Spannung. »Es ist nicht so, dass wir das Ihnen nicht abnehmen wollen, Mr. Fontyn, aber Ihre Tochter ist nun mal auf eine ungewöhnliche Art und Weise

gestorben, und darüber sollten wir uns gemeinsam Gedanken machen.«

»Das habe ich schon. Leider bin ich zu keinem Resultat gekommen.« Er drehte sich um und ging auf den schwarzen Sarg zu. Er bildete tatsächlich den Mittelpunkt des Zimmers, die Ecken und auch das Fenster lagen im Dunkeln, denn vor die Scheibe waren die langen Vorhänge gezogen worden. Auch der Fußboden sah zum größten Teil aus wie ein starres, dunkles Meer, über das die Lichter der Kerzenflammen huschten.

Auch wir fanden unser Ziel und blieben zu beiden Seiten des wertvollen Sargs stehen. Das Licht floss über das starre Gesicht.

Manchmal sah es aus, als würde es Leben in die Physiognomie der Greisin hineinzaubern, was natürlich eine Täuschung war, denn diese Person würde sich nie mehr erheben.

Ich bat den Hausherrn um Entschuldigung, als ich ihn etwas zur Seite drückte und mich über das Gesicht beugte. So gut wie möglich wollte ich mir jede Einzelheit einprägen und es aus der Nähe sehen.

Die Augen der Toten waren nicht geschlossen worden. Justus Fontyn bekam mit, dass ich mich besonders darauf konzentrierte und erklärte mir mit leiser Stimme den Grund.

»Sie sollten sehen, Mr. Sinclair, dass selbst die Augen meiner Tochter nicht jung geblieben sind. Alles, was mit ihrem Kopf zusammenhängt, ist gealtert. Im Gegensatz zu ihrem Körper. Schauen Sie sich nur mal die Hände an. Es sind die einer jungen Frau. Blühend und straff, nur das Gesicht nicht.«

»Und der übrige Körper?«

»Völlig unversehrt, wenn ich das mal so ausdrücken darf.«

Ich nickte.

Das war Justus Fontyn nicht genug. »Haben Sie denn keinen Verdacht, Mr. Sinclair? Nicht dass ich Sie zu irgendetwas drängen möchte, aber Sie sind der Fachmann.«

»Das stimmt.« Ich lächelte kantig. »Ich könnte Ihnen auch etwas sagen, Sir.«

»Dann tun Sie es!« Er flehte mich beinahe an.

»Ja, gern. Mir kommt es vor, als hätte jemand Ihrer Tochter die Jugend genommen. Durch welchen Umstand auch immer, aber sie ist während ihres Todes einfach gealtert und zu einer Greisin geworden. Das ist das Problem.«

»Wie bitte? Problem nennen Sie das? Mehr nicht?« Er war leicht wütend geworden, wahrscheinlich hatte er von uns eine Patentlösung erwartet.

Suko konkretisierte. »Sagen wir, es ist ein magisches Problem, Mr. Fontyn.«

»Aha.« Er drehte sich zu Suko um, der bewegungslos dastand und

deshalb wie eine düstere Säule wirkte.

»Können Sie dieses magische Problem denn lösen?«

Mein Freund hob die Schultern. »Im Moment nicht. Wir wissen nur, dass etwas geschehen ist…«

»Aber Sie haben doch Erfahrung«, fiel er dem Inspektor ins Wort.

»Große Erfahrung sogar. Sie sind doch die Personen, die einen derartigen Fall lösen können.«

»Möglicherweise.« Diesmal sprach ich. »Aber denken Sie bitte nicht, dass wir nur mit dem Finger zu schnippen brauchen, um alles in die Reihe zu bringen. Wir sind in erster Linie Polizeibeamte, und auch wir brauchen Spuren, um einen Fall aufzuklären.«

»Die gibt es hier nicht.«

»Da sind Sie sicher?«

Justus Fontyn verdrehte die Augen. »Glauben Sie mir bitte, was ich Ihnen sage. Wir haben die Stelle abgesucht, wo wir den starren Körper unserer Tochter fanden. Es gab keine Spuren, und es gab keine Zeugen, das Pferd ausgeklammert, doch das wollen Sie wohl nicht befragen. Es passierte und fertig.«

»Einfach so«, sagte ich.

»Ja.«

Ich schüttelte den Kopf und atmete dabei tief ein, auch wenn mich die Luft fast schwindlig machte. »Pardon, aber das kann ich Ihnen nicht so recht abnehmen.«

»Warum nicht?«

»Weil wir aus Erfahrung wissen, dass es auch für einen Dämon Gründe gibt, sich an bestimmte Regeln zu halten. Ich denke dabei an ein Motiv.«

»Bei meiner Tochter? – Nie!«

»Abwarten, Mr. Fontyn.«

»Was unterstellen Sie ihr im Nachhinein?«

»Ich unterstelle nichts. Ich möchte nur prüfen und forschen. Deshalb sind wir ja hier. Ich kenne Ihre Tochter überhaupt nicht, im Gegensatz zu Ihnen. Sie müssten uns schon Rede und Antwort stehen, Mr. Fontyn.«

Er warf einen Blick auf das Greisengesicht, presste die Lippen hart zusammen und öffnete sie wieder, um eine Frage zu stellen. »Tue ich das nicht schon die ganze Zeit über?«

»Ja, das tun Sie.«

»Was wollen Sie dann?«

Suko sprang für mich in die Bresche. »Mehr über Ihre Tochter wissen. Mehr über ihr Vorleben. Wer waren ihre Freunde? Hat sie sich mit okkulten Praktiken beschäftigt? Ist sie von gewissen Dingen fasziniert gewesen? Nicht nur allein, sondern auch in der Gruppe. Hat sie an das Geisterreich geglaubt und an einiges mehr?«

»Sie müssen… Sie müssen …«
»Ja oder nein?«
Fontyn schnappte nach Luft. »Nein, nein und nein!«
»Das wissen Sie genau?«
»Ja, ich lege für meine Tochter und deren Freunde noch nachträglich die Hand ins Feuer. Ich gebe zu, dass die jungen Leute manchmal eine wilde Clique waren, aber mit okkulten Dingen oder Teufelsbeschwörungen hatten sie nichts am Hut. Sie haben die Nächte anders gefeiert, was ich nicht immer billigte, aber das ist eine andere Sache. Ich war in meinen jungen Jahren auch kein Chorknabe, doch unsere Tochter Margret hat nie etwas Schlechtes getan.«
Wenn ein Vater dermaßen von seiner Tochter überzeugt war, konnte er uns nicht weiterhelfen. Das versuchte ich auch, ihm klar zu machen. Nur ließ er mich nicht ausreden.
»Was wollen Sie Margret eigentlich anhängen, Mr. Sinclair? Wie schlecht wollen Sie die Tote machen?«
»Überhaupt nicht schlecht. Ich versuche nur, ihren Tod aufzuklären, Mr. Fontyn.«
»Dann tun Sie es doch auch, verdammt!« Er erschrak über seine eigenen Worte, blickte das Greisengesicht seiner toten Tochter entschuldigend an und presste beide Hände gegen die Stirn des nach vorn gesenkten Kopfs.
»Wir versuchen es, Mr. Fontyn.«
»Aber nicht so. Es wird noch andere Möglichkeiten geben.«
»Sie müssen daran denken, Mr. Fontyn, dass Ihre Tochter einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, auch wenn die Begleitumstände außergewöhnlich sind. Das aber muss von Ihnen einfach akzeptiert werden. Dabei spielt es keine Rolle, wie sie ums Leben kam. Mein Kollege und ich müssen so vorgehen wie normale Polizisten und auch im Leben Ihrer Tochter nachforschen.«
Fontyn ließ seine Hände sinken. Er ging einige Schritte vor und wieder zurück. »Nein, Sie liegen falsch. Margret hatte nie mit okkulten Gruppen Kontakt gehabt. Sie war keine Esotherikerin, das können Sie mir glauben. Bei vielen jungen Leuten ist das zur Mode geworden, ich weiß es selbst, Margret und ihre Freunde vergnügten sich anders, wilder. Dabei gebe ich zu, dass sie sich manchmal etwas zu viel herausnahmen, aber sie waren erwachsen.«
Ich hob die Schultern. »Dann ist unsere Aufgabe hier wohl erledigt, denke ich.«
Das erstaunte ihn. »Sie wollen schon gehen?«, flüsterte er.
»Ja, hier gibt es nichts für mich zu tun.«
»Aber was ist mit dem Tod meiner Tochter? Sie werden doch versuchen, ihn aufzuklären?«
»Natürlich. Aber wir können Ihnen nicht sagen, wo wir den Hebel

ansetzen sollten. Es wäre doch besser, wenn Sie uns eine Liste ihrer Freunde und Bekannten zusammenstellen, vorausgesetzt, Sie können sich an die Namen erinnern.«

»Ich werde es gemeinsam mit meiner Frau versuchen«, erwiderte er. Er trat an den Sarg heran und schaute in das vergreiste Gesicht seines einzigen Kindes. »Was ist denn mit ihr? Kann ich die Leiche freigeben lassen? Kann Sie abgeholt werden?«

»Wir werden unseren Leuten Bescheid geben. Man wird den Körper obduzieren.«

»Ob man da etwas findet?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Es ist zu hoffen.«

Suko und ich verließen das Zimmer. Wir waren beide froh, im Flur wieder etwas besser durchatmen zu können. Da war die Luft nicht mehr ganz so schlimm.

»Wann können wir mit der Liste rechnen?«, erkundigte sich Suko.

Fontyn murmelte die Antwort. »Es wird sicherlich etwas dauern. Ich bin zu durcheinander, als dass mir jetzt schon alle Namen einfallen. Ich muss mich mit meiner Frau zusammensetzen. Gemeinsam werden wir an das Problem herangehen. Allerdings werden wir Ihnen heute kaum eine Lösung präsentieren können.«

»Ja, danke.«

Wir waren nur langsam weitergegangen. Von Juana Fontyn sah ich nichts mehr. Auch Boris, der Diener, tauchte nicht auf. Wir schritten durch die Halle, die ebenfalls so leblos wirkte. Es war zu spüren, dass wir uns in einem Totenhaus aufhielten.

»Sie werden uns dann Bescheid geben, sollte Ihnen noch etwas Wichtiges einfallen, Mr. Fontyn?«

Er blieb vor der Tür stehen. »Das verspreche ich Ihnen.« Sein Blick wurde nachdenklich. »Jemand hat ihr die Jugend genommen«, flüsterte er. »Irgendetwas hat sie zur Greisin gemacht, zumindest im Gesicht, wenn Sie verstehen. Das ist doch so – oder?«

»Ja.«

»Ich habe auch über die Kraft nachgedacht, als der erste Schock verflogen war. Ist es möglich, dass bei dieser Person, die meine Tochter zur Greisin machte, der umgekehrte Vorgang eingetreten ist? Kann das sein, Mr. Sinclair?«

»Das ist möglich.«

Er zuckte zusammen, als hätte Suko ihn erschreckt. »Meine Güte, auch Sie gehen davon aus? Ich… ich habe es bisher für eine Art Spinnerei gehalten. Dann ist aus einem alten Menschen ein junger geworden und aus einem jungen ein alter.«

»Wenn Sie so wollen.«

»Aber wie geht das?«

Suko schaute mich an, damit ich eine Antwort gab. »Das ist natürlich nicht einfach, Mr. Fontyn. Ich kann Ihnen da keine genaue Antwort geben. Nehmen Sie es als eine Art von Seelentausch hin. Dieser andere Mensch oder das andere Wesen hat Ihrer Tochter die Seele ausgesaugt. So muss man es leider sehen.«

Er öffnete die Tür, nickte uns zu und sagte kein Wort mehr zum Abschied. Die letzte Antwort hatte ihm wohl nicht gefallen. Einen Seelenaustausch konnte er schlecht nachvollziehen.

Suko gestattete sich ein Lächeln. »Da hast du ihn aber ziemlich hart erschreckt.«

»Er wollte eine Erklärung.«

»Klar.«

Wir waren vor der Tür stehen geblieben. Ich schaute in den trüben, herbstlich gefärbten Park mit seinen hohen Bäumen, die immer mehr Blätter verloren. Sie trudelten wie kleine Lappen in die Tiefe und blieben auf dem Boden kleben.

Der Gärtner schob eine mit Zweigen gefüllte Schubkarre vor sich her. Er verschwand mit seiner Ladung dort, wo wir auch die Ställe gesehen hatten.

Mit dem Schuh schob Suko ein Blatt zur Seite. »Kennst du den berühmten Schuss in den Ofen?«, fragte er.

»Klar, den haben wir hier erlebt.«

»Fontyn hat irgendwo Recht. Wir stehen vor der geschlossenen Tür und wissen nicht, wie wir sie öffnen sollen. Uns fehlt der Schlüssel, Alter.«

»Den besorgen wir uns.«

»Wo denn?«

»Weiß ich auch nicht.«

Ich hatte keine Lust mehr, vor der Tür zu bleiben und machte mich auf den Weg. Suko blieb dicht hinter mir, holte mich jedoch am BMW wieder ein. »He, was ist mit dir?«

»Schau mal nach rechts.«

Er tat es, und er sah das gleiche wie ich. Aus dem Schatten der Wand löste sich eine Gestalt, die dort sicherlich auf uns gewartet hatte. Wir kannten den Mann. Er war Boris, der Butler, und er sah gerade so aus, als hätte er Neuigkeiten für uns…

***

Der Butler hatte einen dunklen Mantel übergestreift. Er blieb nicht bei uns stehen, sondern ging vorbei und flüsterte uns zu. »Fahren Sie los und halten Sie am Beginn der Allee. Dort werde ich dann zu Ihnen steigen. Ist das okay?«

Wir nickten und ließen Boris gehen. Das Laub raschelte unter unseren Füßen, als wir uns dem Wagen näherten. Boris hatte die

Hände in die Manteltaschen gesteckt. Etwas gebeugt ging er davon, ohne sich noch einmal umzuschauen.

»Was der wohl hat?«, fragte Suko, als er die Tür aufschloss.

Ich stieg auf der Beifahrerseite ein. »Keine Ahnung. Wir werden es sicherlich bald erfahren.«

Mit der Abfahrt ließen wir uns Zeit. Ich beugte mich im Sitz nach vorn und schaute an der Fassade hoch, so gut wie mir das aus dieser Position erlaubt war.

Hinter einem Fenster glaubte ich, einen dunklen Umriss zu sehen.

Dort bewegte sich auch eine Gardine. Wahrscheinlich war es Juana Fontyn, die uns nachschaute.

Sollte sie. Mir kam diese Familie seltsam vor. Okay, sie trauerte, da musste man Abstriche machen. Dennoch schien sie aus einer anderen Welt zu stammen, oder aber wir passten nicht in diese Welt hinein.

Suko fuhr langsam. Die Reifen rollten über Kies und Blätter. Wir glitten auch durch weiche Dunstschwaden, die sich als feuchter Film längst über die Karosserie des BMW gelegt hatten. Suko hatte die Wischer angestellt, um die Scheiben zu befreien. Dann schob das Gebläse die warme Luft in das Innere.

Obwohl wir langsam fuhren, würden wir unser Ziel noch vor dem Diener erreicht haben. Am Beginn der Allee warteten wir und schauten uns die Pappeln an. Sie standen dort wie stumme Zeugen.

Schade, dass sie nicht reden konnten, sie hätten uns einiges erzählen können.

»Was wird der Butler wissen?«

Ich hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Aber ich glaube nicht daran, dass er sich nur wichtig machen will, denn so habe ich ihn eigentlich nicht eingeschätzt.«

»Das hoffe ich auch.«

Wir warteten, beobachteten die Umgebung auch in den Rückspiegeln. Wenig später löste sich seine Gestalt aus der Deckung eines schlanken Baumstamms. Er hatte einen Bogen geschlagen und war über das Gelände gegangen. Hastig öffnete er die Tür. »Fahren Sie sofort los!«

Suko tat ihm den Gefallen.

Ich drehte mich um.

Er hockte geduckt im Fond des Wagens. Seine Augen zeigten einen düsteren Ausdruck, die Hände bewegten sich, als wollte er irgendetwas kneten, was gar nicht vorhanden war. Seine Augen blickten starr, die Pupillen wirkten wie gefrorenes schwarzes Wasser, ansonsten war er ziemlich bleich.

So wie ich ihn einschätzte, musste er etwas gesehen haben, das ihn stark beschäftigte. Manchmal bewegte er den Kopf, schaute dabei rechts und links aus dem Fenster, wo die hoch wachsenden Pappeln

allmählich vorbeiflossen und von den hellen Schwaden umweht wurden.

»Sie sagen Bescheid, wann ich anhalten soll?«

»Ja, aber erst hinter der Allee. Ich möchte nicht, dass man vom Haus aus etwas sieht. Man könnte dann an meiner Loyalität zur Familie zweifeln, und das will ich auf keinen Fall.«

»Wie Sie möchten.«

Als die Allee hinter uns lag, rollte Suko links an den Wegrand und stoppte. Boris bewegte sich auf dem Rücksitz. Er schaute nach hinten und war zufrieden, was uns sein Nicken andeutete. »Ja, ich glaube, das ist gut.«

»Sollen wir im Wagen bleiben?«

»Nein, Mr. Sinclair, lassen Sie uns gehen.«

Auch damit waren wir einverstanden, stiegen aus und blieben dicht zusammen, den Butler hatten wir dabei in die Mitte genommen. Wir verließen den Weg und betraten den Rasen, auf dem der Nebel das Gras nass gemacht hatte. Hier stoppte Boris.

»So, jetzt kommen Sie mal zur Sache«, forderte Suko den Mann auf und lächelte.

»Das werde ich auch. Was hat Ihnen Justus Fontyn erzählt?«

»Er war ratlos.«

»Das denke ich auch.«

»Könnte er denn mehr wissen?«

Boris hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich habe einfach keine Ahnung.«

»Tatsächlich nicht?«

»Hören Sie, Inspektor. Hier geht es nicht um mich, sondern um die tote Margret. Sie ist von einer Gestalt umgebracht worden, die, ich… ja, die ich gesehen habe.«

Das war ein Hammer! Wir waren überrascht, schauten uns schweigend an, und der Butler lächelte. »Ich wusste, dass Sie so reagieren würden. Wahrscheinlich bin ich der einzige Zeuge.«

»Das denken wir auch«, murmelte ich. »Aber Sie sollten doch etwas genauer werden, Boris.«

»Keine Sorge, deshalb habe ich mich ja mit Ihnen in Verbindung gesetzt, meine Herren.« Er griff in seine rechte Manteltasche und holte einen braunen Umschlag hervor. Zugeklebt war er nicht. Die Hände des Mannes zitterten, als er die Lasche anhob und dann mit seinen Fingern in den Brief hineintastete. Er holte ein Foto hervor, drehte es aber so herum, dass wir auf die weiße Rückseite schauten.

Wahrscheinlich wollte er zu dieser Aufnahme noch eine Erklärung abgeben, die auch prompt folgte. »Ich möchte Ihnen nur sagen, Gentlemen, dass dieses Foto einmalig ist, dass ich es selbst kaum glauben konnte, als ich die Aufnahme entwickelte. Es ist einfach…«

Er hob die Schultern. »Verdammt, ich weiß es nicht, wie ich…«
Suko unterbrach ihn. »Haben Sie etwa den Täter fotografiert?«
Für einen Moment schaute Boris meinen Freund starr an. Dann nickte er und sagte: »Ja! Puh!« Mehr brachte ich nicht hervor.
Suko reagierte anders. »Das gibt’s doch nicht!«
Boris stand etwas verlegen neben uns. »Doch, das gibt es, obwohl es unglaublich klingt. Ich habe tatsächlich ein Foto geschossen.« Er hob die Schultern. »Die Sache war ziemlich simpel, wenn ich darüber nachdenke. Ich hatte schon vor einigen Tagen, lassen Sie es eine Woche her sein, einen Fremden beobachtet, der sich auf dem großen Gelände herumtrieb. Ich kam allerdings nie dazu, ihn zu stellen. Er muss mich gerochen haben. Sobald ich in seine Nähe gelangte, verschwand er wie ein Phantom. Mich ließ diese Entdeckung nicht los, und ich suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, mehr über ihn herauszufinden. Mir fiel der Fotoapparat ein, zu dem ich ein Teleobjektiv habe. Jeder hat sein Hobby, ich fotografiere gern. Also nahm ich den Apparat mit und legte mich auf die Lauer. Was soll ich Ihnen sagen? Es klappte tatsächlich. Ich kam zum Schuss, und ich habe ihn bannen können, und ich bin davon überzeugt, dass er der Mörder ist, auch wenn das Foto…«, er atmete schneller und schwitzte plötzlich, »ziemlich seltsam geworden ist.«
»Zeigen Sie es uns, bitte.«
»Moment noch, Mr. Sinclair. Eine Frage zuvor. Haben Sie schon etwas von einer Doppelbelichtung gehört?«
»Natürlich.«
»So nämlich sieht die Aufnahme aus. Obwohl ich nur ein Motiv knipste, sind auf dem Bild zwei zu sehen, und das zweite ist, da bin ich ehrlich, mehr als seltsam.«
Endlich übergab er mir das Bild. Ich hielt es so, dass Suko und ich gemeinsam darauf schauen konnten. Boris ging einen Schritt zurück, als wollte er sicherheitshalber genügend Distanz zwischen uns bringen. Wir schauten hin – und schluckten beide.
»Das ist doch nicht wahr!«, flüsterte Suko.
»Doch, alles ist echt!«, meldete sich Boris. »Ich… ich habe Ihnen da nichts vorgemacht.«
Das Bild zeigte einen sehr alten Mann mit bleichem Gesicht, wie er zwischen zwei Bäumen stand, in eine bestimmte Richtung schaute und so starr wie eine Salzsäule wirkte. In seinem Gesicht regte sich nichts. Er hatte dunkle Augen, der Mund war kaum zu erkennen, weil die Lippen zwischen den lappigen Hautfalten verschwanden.
Das gleiche traf auch auf die Augen zu, sie waren ebenfalls kaum zu erkennen. Auf dem Kopf wuchs dünnes, schlohweißes Haar. Seine Kleidung sah alt aus, auch irgendwie schmutzig, und über seine rechte Schulter hatte er einen zusammengerollten Strick oder ein Lasso

gehängt.
»Das ist er«, flüsterte Suko.
»Ja, ja«, sagte Boris. »Aber es ist besser, wenn Sie sich mehr auf den Hintergrund konzentrieren. Da sehen Sie nämlich das zweite Bild. Diese… diese Doppelbelichtung.«
Es war unscharf und stand in keinem Zusammenhang mit dem Mann im Vordergrund. Es wirkte wie eine schwache, ins Bild hineingemalte, kolorierte Szene, und es war auch nicht so genau zu erkennen, was es darstellte.
»Was siehst du denn?«, fragte ich Suko.
Er hob die Schultern. »Nicht sehr einfach, John. Es sieht mir nach einem ungewöhnlichen Platz aus. Ich sehe Säulen, eine Treppe und eine Gestalt, glaube ich.«
»Die Gestalt ist ein Schatten.«
»Richtig, John, und leicht rötlich.«
»Stimmt auch.«
»Aber sie ist nicht identisch mit dem Mann im Vordergrund der Aufnahme.«
»Auf keinen Fall.«
Suko räusperte sich. »Wenn du mich fragst, so kenne ich beide nicht.«
Ich ärgerte mich etwas und sprach diesen Ärger aus. »Man müsste eine Lupe haben.«
»Damit kann ich Ihnen aushelfen.« Boris griff in die andere Manteltasche und holte eine Lupe hervor. »Ich hatte mir gedacht, dass Sie danach fragen würden.«
»Gut, danke.« Suko nahm die Lupe entgegen. Er bekam von mir auch das Foto, damit er sich die Aufnahme in aller Ruhe anschauen konnte. Ich wollte es später tun.
»Sind wir denn die einzigen Personen, die außer Ihnen von diesem Foto wissen?«, fragte ich.
Boris nickte. »Ja, das sind Sie. Ich habe es der Familie Fontyn nicht gezeigt.«
»Hatte das einen bestimmten Grund?«
Er lächelte schmal. »Sagen wir so, Mr. Sinclair. Ich wollte die Herrschaften nicht beunruhigen.«
»Aha.«
Suko gab mir die Lupe und das Foto. »Hier«, sagte er, »sieh mal selbst hindurch.«
»Und was…?«
»Kein Kommentar, Alter. Oder ein Tipp. Schau dir die Gesichter dieser beiden Gestalten an.«
»Okay, mache ich.«
In den folgenden Minuten war ich damit beschäftigt. Durch die Hilfe der Lupe konnte ich mehr Details hervorholen, erkannte aber auch,

wie verwaschen das zweite Bild war. Zumindest was die Säulen anging. Das Gesicht der Gestalt wirkte etwas klarer. Ich konzentrierte mich darauf und verglich es mit dem des Mannes im Vordergrund.

Zuerst sah ich nichts.

Dann kam mir allmählich die Erkenntnis, und plötzlich floss mir ein Schauer über den Rücken. Ich schüttelte den Kopf, weil ich es zunächst nicht glauben wollte, aber es stimmte in der Tat. Die Gesichter waren sich ähnlich, auch wenn das des Mannes im Vordergrund älter war als das der zweiten Gestalt.

Ich atmete heftiger. Dann verglich ich noch einmal die beiden Gesichter. Die andere Gestalt konnte durchaus ein jüngerer Bruder des im Vordergrund stehenden Mannes sein.

Nachdem ich mich noch einmal überzeugt hatte, ließ ich die Lupe und das Bild langsam sinken. Zwei Augenpaare schauten mich an, und Suko stellte mir die Frage. »Na, ist es dir aufgefallen?«

»Sicher, es ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden.«

»Ja, das finde ich auch!«, meldete sich Boris. »Sind es vielleicht Brüder?«

Man hätte darauf tippen können, doch ich wollte mich auf keinen Fall festlegen. »Keine Ahnung, wirklich nicht. Ich… ich will es auch nicht so recht glauben«, murmelte ich.

»Was ist es dann?«

Ich hob die Schultern. »Wissen Sie, Boris, man schaltet uns immer ein, wenn Fälle ins Übersinnliche hineingleiten. Wenn es nicht der Bruder ist, hätte ich nur eine Erklärung. Die zweite Gestalt ist der Astralleib der ersten.«

Der Butler schwieg. Suko runzelte die Augenbrauen. Er wollte mir nicht so recht mit meiner Argumentation folgen. »Zu weit hergeholt?«, fragte ich ihn.

»Das denke ich schon.«

»Warum?«

Er streckte seinen rechten Zeigefinger dem Foto entgegen. »Das ist ganz einfach. Diese zweite Gestalt hat zwar eine gewisse Ähnlichkeit mit der ersten, das ist unbestritten, aber für einen Astralleib ist mir das zu wenig.«

Ich dachte über die Antwort nach und musste ihm leider Recht geben. »Wie aber kommen wir weiter, Suko? Was gibt es noch für Möglichkeiten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Eine gespaltene Persönlichkeit, die in zwei verschiedenen Formen erscheinen kann?«

»Wäre denkbar.«

»Auch wahrscheinlich?«

Suko krauste die Stirn. »In diesem Fall glaube ich das nicht. Die

junge Frau ist stark gealtert, das steht fest, das haben wir gesehen. Wir müssen zudem davon ausgehen, dass sie von der Gestalt auf dem Foto angegriffen wurde. Von einem Greis, wie wir selbst gesehen haben. Ist ein Greis denn so kräftig, dass er mit einer jungen Frau fertig wird?«, fragte Suko.

»Er wird Tricks gekannt haben«, vermutete ich. »Sie ist geritten. Man kann eine Reiterin vom Pferd reißen, man kann das Tier erschrecken. Ich glaube nicht, dass die das Problem ist. Wir sollten uns auf die Gesichter konzentrieren.«

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Ich glaube eher, dass sie gealtert ist, weil er jünger wurde.«

»Wie kam das?«

»Ganz einfach«, begann ich die Erklärung. »Er hat dieser Frau die Jugend genommen. Er hat sie ihr geraubt, ausgesaugt, was weiß ich? Oder liege ich da mit meiner Vermutung schief?«

»Nein, nein«, murmelte Suko nach einer Weile, »das glaube ich nicht. Das glaube ich ganz und gar nicht.«

Boris räusperte sich, um auf sich aufmerksam zu machen. »Hat Ihnen das Foto denn weiterhelfen können?«

»Sicher«, sagte Suko. »Wir hätten es nur gern behalten, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Bitte, es gehört Ihnen.«

»Danke sehr.«

Ich sprach den Butler noch einmal an. »Und Sie haben außerdem wirklich nichts anderes beobachtet?«

»Nein, nur diesen Mann.«

»Er muss doch etwas getan haben, nehme ich an. Sie haben ihn auf dem Grundstück der Fontyns entdeckt. Was hat er hier gemacht? Wie hat er sich verhalten?«

»Keine Ahnung. Ich habe nicht gesehen, dass er sich mies benommen hätte oder so.«

»Wie oft sahen Sie ihn?«

Der Butler musste nachdenken. »Wenn ich mich nicht täusche, waren es viermal.«

»Sehr gut.«

»Wieso?«

Ich lächelte. »Dann hat er seinen Plan perfekt ausgearbeitet. Es war kein Zufall, dass er sich gerade diese junge Frau ausgesucht hat. Und ich frage mich, warum er keine andere genommen hat. Er hätte es wirklich einfacher haben können. In London und überhaupt in unserem Land verschwinden jeden Tag so viele Personen, dass es nicht aufgefallen wäre, wenn eine Ausreißerin nicht mehr aufgetaucht wäre. Aber nein, er hat sich um Margret Fontyn gekümmert, und genau das

will mir nicht aus dem Kopf. Da muss etwas hinterstecken.«
»Was denn?«, fragte Suko.
»Ich komme immer wieder auf den Freundeskreis zurück.« Mit dem nächsten Satz sprach ich den Butler an. »Sie sind sicherlich schon lange im Haus. Wissen Sie mehr darüber? Zumindest wusste Justus Fontyn angeblich nichts. Oder er stritt alles ab, wenn sich unsere Fragen in eine bestimmte Richtung bewegten.«
»Er will eben keinen Schatten auf die Reinheit seiner Tochter fallen lassen.«
»Das bringt doch jetzt nichts«, sagte ich. »Margret ist tot, er braucht nichts mehr zu beschönigen.«
»Da kennen Sie die Familie schlecht, Mr. Sinclair.«
»Wahrscheinlich. Ich sehe es so.«
»Es wird immer wieder Rücksicht genommen, Mr. Sinclair. Diese Familie hat Vergangenheit, und darauf nimmt sie einfach Rücksicht. Das müssen Sie begreifen.«
Ich runzelte die Stirn. »Wenn das so ist, dann frage ich mich, ob dieser Fall auch aus der Vergangenheit gelöst werden kann. Ob die Tat damit etwas zu tun hat?«
»Sie meinen mit der Familie?«
»Ja.«
Der Butler hob die Schultern.
»Gab es kein schwarzes Schaf zwischen all den Ahnherrn?«, erkundigte er sich.
»Nicht dass ich wüsste. Aber legen Sie meine Worte bitte nicht auf die Goldwaage. So genau kenne ich mich nicht aus.«
»Und in der Gegenwart. Ich denke da an den Freundeskreis der Ermordeten.«
Er hob beide Arme. »Das ist eine andere Sache, Mr. Sinclair.« Dann lächelte er. »Margret war normal. Sie pfiff oft genug auf Konventionen und setzte sich über sie hinweg. Natürlich sehr zum Leidwesen ihrer Eltern. Aber ihr Freundeskreis war ziemlich groß.«
»Und außergewöhnlich, nehme ich an.«
»Das kann man sagen.«
»Was trieben denn die jungen Leute?«
Er hob die Schultern. »Im Einzelnen kann ich Ihnen das nicht sagen. Sie trafen sich, sie fuhren weg. Sie waren zusammen, sie sorgten für Stimmung oder zumindest für das, was sie darunter verstanden. Es war eben eine richtige Clique.«
»Sie vergnügten sich.«
»Ja.«
Ich lächelte breit. »Da kann man natürlich auf bestimmte Gedanken kommen, denke ich.«
»Ja, ja«, sagte er schnell. »Sie haben Recht. Aber ich glaube nicht,

dass es so gemeint worden ist. Sie hatten wohl ihre Hobbys, die nichts mit dem Jet-Set gemein hatten.«

Es war schon seltsam. Obwohl der Butler viel redete, hatte ich den Eindruck, dass er nichts sagte. Einfach gar nichts. Viele Worte, aber nur Hülsen. Ihm gefiel auch unsere Nachfrage nicht, denn er wurde irgendwie nervös.

»Ich müsste jetzt gehen. Man wird mich vermissen.«

»Sie wissen etwas«, stellte Suko fest. Er hatte die gleichen Gedanken gehabt wie ich.

»Nein, wieso…?«

»Was hat die Tote getrieben? Mit wem hat sie sich getroffen? Wer waren ihre Freunde? Gab es einen Freund, dem sie vertraute…?«

»Nein, sie waren alle zusammen.«

»Bitte, Boris!«

Er verdrehte die Augen und blickte zum Himmel hoch. »Ich will nichts Schlechtes über die Tote sagen.«

»Das brauchen Sie auch nicht, Boris. Sagen Sie einfach die Wahrheit, das reicht uns.«

Er hob die Schultern. »Wie Sie meinen. Nur möchte ich nicht, dass Sie Mr. Fontyn darüber in Kenntnis setzen.«

»Er wird nichts von uns erfahren, das ist versprochen!«

»Okay, dann werde ich reden, aber legen Sie meine Worte bitte nicht auf die Goldwaage. Ich habe keine Ahnung, ob es tatsächlich stimmt. Sie müssen schon selbst nachforschen. Sie gehörte einer Clique an, und wenn sich alle hier trafen, verschwanden sie.«

»Wohin?«

»Danach habe ich sie mal gefragt. Zuerst wollte sie nicht mit der Antwort herausrücken, ich ließ nicht locker, und sie berichtete von einer geheimnisvollen Scheune.«

»Das ist schon besser.« Ich lächelte. »Jetzt brauchen Sie mir nur zu sagen, wo wir die Scheune finden.«

»Etwas südwestlich von hier. Bei Sevenoaks. Sie liegt, wie Margret immer sagte, auf dem flachen Land. Sie steht ziemlich einsam. Angeblich konnte man sie nicht übersehen. Ich war selbst noch nicht da, aber sie hat immer von der Scheune geschwärmt.«

»Gut. Und weiter?«

»Das ist alles.«

Das glaubte ich ihm nicht und fragte deshalb. »Hat sie nie darüber gesprochen, was in der Scheune geschah?«

»Nein, nicht direkt.«

»Indirekt auch nicht?«

Er hob die Schultern. »Ihr gefiel es dort wohl sehr gut. Sie hatten viel Spaß miteinander.«

»Das ist wenig.«

»Meine ich auch.«
Suko stellte die nächste Frage. »Es gibt in jeder Clique Personen, die sich besonders gut verstehen. Hatte Margret denn keine Freundin, der sie vertraute?«
Er dachte nach und nickte dann. »Doch, da gab es jemand. Sie heißt Doris Clinton.«
»Na bitte, da ist doch was. Wissen Sie denn zufällig, wo wir diese Person finden können!«
»Leider nicht.«
Ich nickte. »Keine Sorge, das bekommen wir schon heraus. Jedenfalls danke ich Ihnen, Boris.«
Er wurde etwas verlegen. So ein Mensch, fast schon ein Klotz, zeigte Gefühle. »Wissen Sie, ich kannte Margret, als sie noch jünger war. Ich mochte sie, wenn Sie verstehen. Ich… ich war total geschockt, als ich erfuhr, was mit ihr geschehen war. Ich habe mir Vorwürfe gemacht, dass ich meine Entdeckungen für mich behalten hatte. Jetzt ist es zu spät. Dann kamen Sie. Zuerst wollte ich Ihnen auch nichts sagen, das habe ich mir dann überlegt.«
»Zum Glück, finde ich.«
»Ich hoffe es.« Er schaute auf seine Uhr und erschrak. »Himmel, jetzt wird es wirklich Zeit für mich.«
»Wir werden Sie auch nicht weiter aufhalten.«
Er nickte uns noch zu, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand mit schnellen Schritten, als wäre ihm der Teufel persönlich auf den Fersen.
Wir blieben zurück. Zwei sehr nachdenklich gewordene Männer, die sich noch einmal das Foto anschauten.
»Was sagst du, John?«
»Nicht viel, doch ich fürchte, dass mehr hinter diesen Dingen steckt, als wir bisher geahnt haben.«
Suko nickte. »Ja, das denke ich auch.« Er drehte sich um und ging zum Wagen. Auf dem Weg dorthin sagte er: »Aber eines wollte ich schon immer mal erfahren.«
»Aha – und was, bitte?«
»Ich wollte wissen, wie eine Scheune von innen aussieht und was man da so groß feiern kann.«
»Du hast keine Phantasie. Parties, Feste. Dort ist man ungestört. Niemand hört die Musik…«
»Wenn es nur mal bei der Musik bliebe«, sagte er. »Da gibt es auch noch andere Dinge.« Näher ging er nicht darauf ein, sondern öffnete die Wagentüren und stieg ein.
Wenig später waren wir unterwegs. Zunächst einmal nach London, weil wir mit Sir James über den Fall sprechen wollten…

***

Und der hatte uns bereits erwartet. Der Superintendent sah nicht gut aus. Er war grau und bleich geworden. Auf seiner Stirn stand der Schweiß in dicken Perlen, was allerdings nicht an der Bürowärme lag, sondern an seinem inneren Zustand.

Vor unserer Fahrt zu den Fontyns hatten wir mit ihm gesprochen, und er wartete natürlich auf ein Ergebnis. Gleichzeitig hatte auch er Nachforschungen angestellt, die das Umfeld der Familie und vor allen Dingen das der Margret Fontyn betrafen. Ihm war die Bekanntschaft zu Justus Fontyn zugute gekommen. Durch ihn hatte er einiges erfahren, ihm gegenüber hatte sich der Mann offener gezeigt.

»Er hat über seine Tochter gesprochen«, erklärte uns Sir James. »Es liegt erst eine halbe Stunde zurück.«

»Toll«, sagte ich. »Wirklich super. Dann hätten wir nicht zu ihm rausfahren zu brauchen. Uns ist er nicht eben kooperativ vorgekommen, er war sogar ziemlich abweisend, als hätten wir etwas mit dem Tod seiner Tochter zu tun.«

»Vergessen Sie das mal.«

»Fällt uns nicht leicht.«

»Bitte, John, hier geht es um andere Dinge. Ich habe von schlimmen Vorgängen erfahren, als ich mit ihm sprach, denn ich erkundigte mich nach dem Freundeskreis der Toten, und dabei ist mir etwas aufgefallen – oder ihm.«

»Und was, bitte?«

»Ganz einfach, meine Herren. Als er mir die Namen bestimmter Personen durchgab, da schaltete sich in meinem Gehirn etwas ein. Ich erinnerte mich an eine bestimmte Meldung, die ich gestern oder vorgestern gelesen habe. Es ging um vermisste Personen. Fünf Personen sind seit kurzer Zeit in London vermisst worden.«

Ich schaltete schnell. »Das waren die Freunde der Margret Fontyn, nehme ich an.«

»So ist es.« Er lehnte sich zurück. »Vier Männer und eine Frau. Alle jung, zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren. Sie sind spurlos verschwunden, meine Herren. Hinzu kommt, dass Margret Fontyn nicht mehr lebt, also könnten wir davon ausgehen, dass die anderen auch nicht mehr am Leben sind.«

Was Sir James da mit der neutral klingenden Stimme eines Polizisten gesagt hatte, bereitete uns Magenschmerzen.

»Wie groß war denn die Clique?«, fragte Suko.

»Sie waren zu siebt.«

Mein Freund zählte nach. »Dann wäre noch eine Person übrig.«

Sir James nickte. »Da haben Sie Recht. Eine Frau. Ich werde Ihnen den Namen nennen: Doris Clinton.«

Gemeinsam zuckten wir zusammen, was unseren Chef irritierte.

»Haben Sie etwas?«

»Und ob«, flüsterte Suko. »Wir hörten den Namen Doris Clinton ebenfalls. Sie war Margrets beste Freundin.«

»Das kann ich nicht beurteilen. Wenn Sie es sagen, dann wird es schon stimmen.«

»Das denke ich auch.«

Ich stellte eine Frage: »Warum ist diese Doris Clinton nicht verschwunden?«

»Genaues weiß ich nicht. Angeblich soll sie krank geworden sein. Sie hat sich jedenfalls nicht wohl gefühlt.«

»Das wäre ein Grund.«

»Natürlich.«

»Kann man sie anrufen?«, fragte Suko.

Sir James lächelte uns an. »Was glauben Sie, was ich getan habe? Ja, ich rief sie an. Nur meldete sich niemand.«

»Muss das etwas zu bedeuten haben?«, wollte mein Kollege wissen.

»In diesem Fall schon.«

Mein Freund schaute mich an. »Was macht dich denn so sicher?«

»Alles eigentlich. Oder mein Gefühl, ich kann es auch nicht genau sagen.«

Sir James breitete die Arme aus. »Wir tappen im dunkeln. Bringen Sie Licht in diesen Fall! Mir ist es egal, von welcher Seite sie ihn wegpusten. Wir scheinen da einem Geheimnis auf die Spur gekommen zu sein, das meinem Gefühl nach noch größere Kreise ziehen wird.«

»Ja, das kann durchaus sein«, gab Suko zu, während ich meinen eigenen Gedanken nachhing.

Die waren nicht eben positiv, denn ich dachte an die tote Margret Fontyn. Ich sah ihr Gesicht vor mir, das Gesicht einer Greisin, und mich schauderte es noch immer. Dann dachte ich an die anderen Menschen, die verschwunden waren, und ich konnte mir vorstellen, dass es auch Ihnen so ergangen war.

Waren sie Greisinnen?

Erst als mich Suko anstieß, erwachte ich aus meiner körperlichen Starre. »He, Alter, träumst du?«

»Nicht direkt. Aber wenn, dann waren es Albträume, verdammt noch mal.« Ich stand auf. »Ich denke, wir sollten dieser Doris Clinton mal einen Besuch abstatten.«

Sir James lächelte. »Das hatte ich mir auch gedacht«, sagte er leise, »und Ihnen deshalb die Adresse aufgeschrieben.« Da Suko näher stand, reichte er ihm den Zettel.

Mein Freund warf einen Blick darauf und steckte ihn ein. »Sie hören dann von uns, Sir James.«

»Ja, ich warte.«

***

Es war in den letzten Tagen eine Zeit gewesen, an die Doris Clinton nicht gern zurückdachte. Zum ersten Mal hatte sie sich richtig einsam gefühlt. Sie war krank geworden, eine verfluchte Grippe hatte sie ans Bett gefesselt, und dabei war sie auch vom Willen her dermaßen schwach gewesen, dass sie sich nicht mal dazu hatte überwinden können, ihre Eltern in Sheffield anzurufen. Auch mit ihren Freunden hatte sie nicht telefoniert, sie wollte nur so schnell wie möglich gesund werden. Sie nahm keine Tabletten, sondern vertraute auf die alten Hausmittel, die sie noch von ihrer Kindheit her kannte. Sie machte Wadenwickel, nahm Schwitzbäder, trank viel Orangensaft, später dann auch Tee, und nach drei Tage stellte sie fest, dass sie den Höhepunkt ihrer Krankheit überwunden hatte.

Sie fühlte sich wieder besser.

Sie stand auf.

Dabei hatte sie Glück gehabt, dass ein Stuhl nahe des Betts stand, auf dessen Lehne sie sich hatte abstützen können. Doris fühlte sich schwach wie selten, legte sich wieder nieder, schlief sehr lange und versuchte es dann noch einmal.

In der Nacht stand sie auf, und sie verspürte einen gewissen Hunger. Sie konnte sich auch besser auf den Beinen halten, aß etwas Zwieback, trank dazu ihren Saft und legte sich wieder hin.

Am nächsten Morgen fühlte sie sich wie neugeboren. Die Grippe war tatsächlich aus den Knochen verschwunden. Zwar hätte sie noch keine Bäume ausreißen können, aber es ging ihr wieder besser, und sie duschte sich, zog sich an, verließ dann das Haus, um einzukaufen. Später saß sie in der kleinen Küche und löffelte ihren Joghurt, wobei sie darüber nachdachte, wie es weiterging.

Sie war Studentin, und sie dachte daran, dass sie erst in der nächsten Woche wieder zur Uni gehen wollte. Zuvor würde sich die Clique aber noch treffen. Um einen genauen Zeitpunkt zu erfahren, rief sie bei ihrer besten Freundin an, Margret Fontyn.

Die fürchterliche Nachricht traf sie wie ein Blitzschlag. Margret Fontyn war tot.

Doris Clinton lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, doch sie schaffte es nicht, auch nur eine zu stellen. Sie war einfach fertig mit den Nerven und hatte zudem den Eindruck, dass die Krankheit wieder zurückkehren könnte.

Der Hörer war ihr aus der Hand gefallen. Den gesamten Tag über war sie sich vorgekommen wie jemand, der selbst neben sich hergeht. Heiße und kalte Schauer hatten sich abgewechselt, die über ihren Rücken rannen, und immer wieder waren die Weinkrämpfe über sie gekommen, denn sie konnte es nicht fassen.

Sollte denn alles vorbei sein mit ihr und Margret?

In der Nacht hatte sie Albträume bekommen, durch die immer eine

Gestalt geisterte. Ein großer dunkelhaariger Mann, der eine lange hellrote Kutte trug und sie aus seinen grausamen Augen beobachtete. Er war ein Mensch, der ihr keine Chance ließ und etwas Dämonisches an sich hatte. Er war das Grauen, er war der Tod, und in seinem Blick lag ein Versprechen, das Doris an eine Folter erinnerte.

Wie auch die anderen aus der Clique wusste auch sie, dass es gewisse Grenzen gab, die nicht überschritten werden durften, und Doris fragte sich, ob sie diese Grenzen tatsächlich überschritten hatten und sie jetzt die Zeche dafür bezahlen mussten. Margret war tot, einfach aus dem Leben gerissen worden. Da kamen die Erinnerungen zwangsläufig, aber mit ihnen wollte Doris nicht allein fertig werden.

Sie rief der Reihe nach ihre anderen fünf Freunde aus der Clique an und bekam stets die gleiche Antwort.

Ein jeder war verschwunden!

Nicht mehr da, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Er war einfach weg, und es war keine Nachricht hinterlassen worden. Hier braute sich etwas zusammen.

Doris spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Das ließ sich allein auf ihre Angst zurückführen, die sie nicht einmal konkret in Worte fassen konnte. Sie war einfach da, sie hatte sich in ihrem Innern festgesetzt und würde so leicht nicht bewältigt werden können.

Was tun?

Die Verschwundenen suchen? Die Polizei alarmieren? Das hatten sicherlich schon die Verwandten der vermissten Personen getan, aber einen Erfolg hatten sie nicht erreichen können, denn keiner der Verschwundenen war gefunden worden.

Sie riss sich zusammen und dachte über den Fall nach. Es stand für sie fest, dass sie es als Einzige aus dem Kreis geschafft hatte.

Sie allein!

Darüber musste Doris Clinton erst einmal hinwegkommen. Das war schon ein Hammer, und immer wenn sie über das Thema nachdachte, spürte sie auf ihrem Rücken das Kribbeln.

Nein, nicht die Polizei alarmieren, das auf keinen Fall. Das wäre nicht richtig gewesen. Aber sie wollte den Fall aufklären, daran gab es nichts zu rütteln. Und sie wollte es allein fertig bringen, ohne Wenn und Aber.

Wie beginnen?

Die Grippe war vergessen. Wenn jetzt heiße Ströme durch ihren Körper zuckten, hing es mit anderen Dingen zusammen, mit ihren Gedanken, die sich schon mit der Zukunft beschäftigten und auch mit dem, was sie und die Clique getrieben hatten.

In der Scheune war es passiert.

An einem Ort, der verflucht sein sollte.

Er hatte sie fasziniert, und sie hatten alle Warnungen in den Wind

geschlagen. In der Scheune hatte es begonnen. War es in der Scheune auch beendet worden?

Darüber dachte sie nach, ohne jedoch eine Antwort finden zu können. Sie drehte sich gedanklich im Kreis, wobei sie einen Punkt einfach nicht übersehen konnte.

Das war die Person aus ihren Albträumen!

Als sie an ihn dachte, überkam sie ein leichter Schwindel. Sie hatten sich ihn alle herbeigesehnt, er war auch erschienen. Er war nicht nur ein Traumgebilde, sondern…

Sie stöhnte auf und vergrub das Gesicht in beide Hände. Es hatte geklappt, es war tatsächlich zu einer schaurigen Wahrheit geworden, über die sie jetzt nicht näher nachdenken wollte. Dieser Unheimliche musste erschienen sein und hatte bereits seine Spuren gelegt. Er war wie ein gewaltiger Schatten, ein Druck.

Sie hörte das Telefon. Es stand im Zimmer, doch das Läuten kam ihr wie aus weiter Ferne vor. Das harte Geräusch riss sie aus ihren Gedanken, und sehr langsam bewegte sie sich nach rechts, um den Arm auszustrecken. Sie legte ihre Hand auf den Hörer, hob ab und meldete sich nur mit einem geflüsterten Wort, wobei sie selbst nicht einmal verstand, was sie da gesagt hatte.

»Ahhh – du bist es…«

Eine Stimme wie die eines Geistes. So hallend, so fern, dennoch nah und sehr deutlich zu verstehen.

Das war ER.

»Ja, ja, ich bin es.«

»Dich wollte ich auch erreichen.«

Doris musste zweimal schlucken, um die Antwort geben zu können. »Schön, was möchten Sie denn?«

»Ich will dich.«

Sie schwieg. Ihre Hände fingen an, feucht zu werden. Wie Schmerz setzte sich der Schweiß auf den Handflächen ab. Er wollte sie, ja, das hatte sie deutlich genug gehört. Er wollte nur junge Menschen, so viel wusste sie auch, und sie merkte, dass sie allein vom Klang seiner Stimme dermaßen beeinflusst war, dass sie einfach dahinschmolz. Sie glitt weg, und sie hatte nur mehr Ohren für die Stimme, die keine Pause machte und weitersprach.

»Da ich dich will, werde ich dich auch bekommen! Du weißt, meine Liebe, wohin du zu gehen hast?«

»Ja, ich weiß es.«

»Dann werde ich dich dort erwarten.«

Doris schluckte den Kloß. »Wann… wann soll ich zu dir kommen, bitte sehr?«

»So schnell wie möglich.«

»Nicht in der Dunkelheit?«

»Nein, das brauchst du nicht. Du weißt ja, wie es abläuft. Du kennst den Weg. Ich erwarte dich«, fügte er noch mit lauernd klingender Stimme hinzu.

Sofort danach war die Verbindung unterbrochen, und Doris fühlte sich wie aus einer Sauna kommend. Ihr Körper dampfte. Sie atmete heftig, und hinter der Stirn spürte sie einen schon widerlichen Druck. Leichter Schwindel hielt sie umklammert und alles nur wegen dieses verdammten Anrufs, der sie so unvorbereitet erwischt hatte.

Sie schüttelte sich und traute sich kaum aufzustehen. Der Anrufer hatte ihr erklärt, was zu tun war. Doris wusste, dass sie es tun würde, auch wenn es ihr gegen den Strich ging, aber die Macht des anderen war einfach zu stark.

Ihre beste Freundin lebte nicht mehr. Sie konnte sich vorstellen, dass er auch daran die Schuld trug, denn er wollte alles von ihnen, das hatte er ihnen erklärt. Nur wusste niemand, wann er zuschlug.

Er hatte ihnen nur gesagt, dass er auf sie lauern würde und dass er sie brauchte. Über Einzelheiten hatte er dabei nie Auskunft gegeben, nun aber wusste sie genau, was da passiert war.

Margret Fontyn lebte nicht mehr. Sie hatte sich ihm hingeben müssen. Sie hatte den Preis bezahlen müssen. Dass sie alle bezahlen würden, das hatte sie längst gewusst, aber niemand hatte erfahren, welches der genaue Preis gewesen war.

Noch sah Doris eine Chance. Glasklar stand sie vor ihr. Einfach weglaufen und verschwinden. Sich irgendwo verstecken, in Ruhe abwarten, doch darüber konnte sie nur lachen. Egal, wohin sie floh und wo sie sich versteckte, mochte es das Ende der Welt sein, finden würde man sie überall. Er war so verflucht mächtig, er war das Grauen an sich, aber er war nicht der Teufel.

Sie zitterte, als sie ging. Ihre Wohnung kam ihr wie ein Fremdkörper vor, obwohl sie von ihr mit viel Liebe eingerichtet worden war.

Die Eltern hatten einiges dazu beigetragen, aber das alles war jetzt zweitrangig geworden. Sie hatte ihre Eltern auch vergessen, jetzt zählten andere Dinge.

Doris Clinton betrat ihr kleines Bad. Klein, aber kuschelig, nett eingerichtet, in leichten Grün- und Blautönen gehalten. Auch die Handtücher passten dazu.

Sie sehnte sich nach einer Dusche, kletterte hinein und ließ die heißen Strahlen auf den Körper prasseln. Es war wunderbar, sie hatte den Eindruck, all den Schmutz abzuspülen, der sich in den letzten Tagen der Krankheit bei ihr angesammelt hatte. Doris genoss es, es war wie eine Flut, die sie unterschiedlich temperierte. Irgendwann war sie fertig. Wie lange sie unter der Dusche gestanden hatte, wusste sie nicht, denn auf die Uhr hatte sie nicht geschaut.

Sie trocknete sich ab, fönte ihr Haar und betrachtete sich dabei im

Spiegel. Ja, mit ihrem Aussehen konnte sie zufrieden sein. Das Haar schimmerte blauschwarz, es war kurz geschnitten und passte hervorragend zu ihrer immer leicht gebräunten Haut. Sie war nicht zu dick und auch nicht zu schlank, ihr Gewicht lag in der Mitte. Manch einer hatte sie schon als griffig bezeichnet, besonders, was den Speck um die Hüften herum anging.

Später überlegte sie, welche Kleidung sie anziehen sollte. Eine Cordhose, einen Pullover, eine Jacke, die bis knapp über die Hüften reichte und Swinger genannt wurde.

Sie war zufrieden.

Noch einmal kurz mit der Bürste durch die Haare, dann war alles okay. Sie steckte Geld und ihren Schlüssel ein und verließ die Wohnung. Als Doris die Tür hinter sich zuziehen wollte, da stockte sie und ließ die Hand noch auf dem Knauf liegen. Etwas schoss ihr durch den Kopf. Wenn sie drüber nachdachte, dann hatte sie das Gefühl, etwas Endgültiges hinter sich zu lassen. Ein Teil ihres Lebens lag jetzt hinter ihr. Sie schloss die Tür, um eine andere zu öffnen.

Sie trat ein in die andere Hälfte ihres Lebens.

Mit einem Ruck schloss sie die Tür. Der gleiche Ruck durchzuckte auch ihren Körper, als sie sich, in Bewegung setzte. Doris kam sich vor wie eine auf ein Uhrwerk reagierende Marionette, als sie sich in Bewegung setzte und über die unsichtbare Schwelle hinweg das neue Leben betrat. Das führte sie zunächst in das Treppenhaus, wo sie einige Stufen hinabgehen musste, um die Haustür zu erreichen.

Zweimal begegneten ihr Nachbarn. Beide grüßten freundlich und ahnten nicht, dass es für Doris Clinton das wohl letzte Mal gewesen war. Sie war bereit, alles zu tun. Sie würde jeden Weg gehen, auch den, der sie in den Tod führte…

***

Der Himmel hatte sich noch stärker bezogen. Es gab kaum freie Flächen mehr, die grauen, unterschiedlichen Schichten waren ineinander gelaufen, sodass sie eine einzige Soße bildeten. Die Wolkendecke drückte in die Tiefe, als wollte sie das alles zerpressen, was auf dem normalen Erdboden wuchs.

Wind war aufgekommen. In Böen trieb er über das flache Land und rüttelte an den Bäumen. Er quälte sie, er spielte mit ihrem Geäst und riss abermals Blätter los.

Für das alles hatte die einsam fahrende Frau in ihrem froschgrünen Mini keinen Blick. Sie liebte den Wagen, der erst drei Monate alt war. Sie hatte ihn von ihrem Vater bekommen, der seine Tochter über alles liebte und stolz und gleichzeitig auch traurig darüber war, dass Doris in London studierte.

An den Vater dachte sie nicht.

Ein anderer Mann war wichtig.
Allein ER!
Wer ER war, was ER war, das konnte sie nicht sagen. ER war jedenfalls gekommen und eingedrungen in ihr Leben wie eine glühende Speerspitze in das Herz.
Jetzt gab es nur IHN!
Sie hatten ihm nicht mal einen Namen gegeben, sondern nannten ihn nur das Phantom aus einer anderen Zeit, womit auch die Vergangenheit gemeint sein konnte.
Das Phantom…
Sie liebte es, und sie wusste auch, dass die anderen es ebenfalls geliebt hatten.
Es war wunderbar. Es hatte ihren Geist geöffnet, damit er endlich die normalen Schienen verlassen konnte.
Herrlich…
Ihr Gesicht verschloss sich wieder, als sie an ihre Freundinnen dachte und besonders an die verstorbene Margret Fontyn. Sie konnte sich nicht vorstellen, weshalb Margret nicht mehr lebte. Sie hatte niemandem etwas getan, sie war immer so toll gewesen.
Und jetzt das.
Wie auch das Verschwinden der anderen, über das Doris auf der Fahrt ebenfalls nachdachte. Warum waren sie denn weggegangen?
Sie hatten sich doch versprochen, in Kontakt zu bleiben und alles zu tun, um allein IHM zu gefallen.
Doris Clinton war leider nicht in der Lage, sich die Antwort zu geben, sie musste den Beweis finden. Vielleicht in der Scheune? Ein Lächeln umschmeichelte ihre Lippen, als sie daran dachte. Dort fühlte sie sich wohl. Da wartete ER. Das war genau ihr Platz. In der Scheune hatten sie auch angefangen, die Versuche zu starten. Da war ihnen die Idee gekommen, es einmal zu versuchen und einen Weg zu gehen, der in andere Richtungen führte. Weg von den Festen, den Parties, den Reisen. Mal hier hinjetten, mal dort seinen Kaffee trinken, dabei nachdenken, was es denn noch anderes gab, um dann einer spontanen Idee zu folgen, einem schnellen Dinner in Paris, zum Beispiel.
Das alles hatte Doris hinter sich. Wie auch alle anderen machte sie keine Ausnahme. Sie hatte intensiv gelebt und alles mitgenommen, was mitzunehmen war. Ein Leben wie im Traum und wie in einem gleichzeitigen Rausch. Da waren die Stationen nur so vorbeigehuscht, und sie hatten nie etwas richtig genießen können.
Leben erleben, so hatte ihre Devise gelautet, und das Geld war schließlich da. Niemand nagte am Hungertuch, jedes Mitglied der Clique stammte aus einer reichen Familie, doch es war irgendwann die Einsicht gekommen, dass es das nicht gewesen sein konnte.
Nein, nicht alles.

Neue Ufer galt es zu entdecken. Der Welt die Geheimnisse entreißen. Einzutauchen in die metaphysischen Phänomene auf dem Globus. Sich mit dem Geheimnisvollen zu beschäftigen, den Weg der Esoterik gehend, aber immer wieder abzweigend, weg aus dem Licht, hinein in das Dunkel, in die Abgründe, um dort nach gewissen Dingen zu forschen und festzustellen, ob es die Tatsachen, von denen viel geschrieben wurde, überhaupt gab.

Diesen Weg hatten sie eingeschlagen, und sie hatten sich auch wissend gemacht. Geheimnisvolle Orte und Plätze gab es genügend.

Bücher waren darüber geschrieben worden, denn die Autoren hatten herausgefunden, dass an derartigen Plätzen noch Kräfte konzentriert waren, die tief in der Vergangenheit ihren Ursprung hatten.

Diese Kräfte mussten gelockt werden, mit ihnen wollten sie sich beschäftigen und auch versuchen, sie zu kontrollieren. Es war ihnen gelungen, und sie hatten sich der alten Scheune angenommen. Dieses Haus, das auf einem bestimmten Platz stand, sollte für sie die Basis sein.

Sie war es auch geworden.

Doris Clinton dachte über Dinge nach, die einfach fantastisch waren. Sie hatten den Kontakt gefunden, in der Zeit war ein Riss entstanden, und sie hatten in die Vergangenheit schauen können, in einen alten Tempel, in ein Gebiet voller Magie und Wunder.

Doch jetzt brach es auseinander.

Margret war tot.

Von den anderen hatte sie nichts gehört, was wiederum zu den schlimmsten Befürchtungen Anlass gab. Als Doris darüber nachdachte, da glaubte sie, das Fieber käme zurück, denn heiße Wellen rannen über ihren Körper und ließen ihn brennen.

Sie merkte den Druck hinter der Stirn, auch den auf den Augen und war froh, nicht über den Motorway ans Ziel gefahren zu sein.

Sie blieb auf den Landstraßen, denn hier war der Verkehr ausgedünnt, und sie schaffte es besser nachzudenken.

Doris musste die Scheune erreichen und sich davon überzeugen, dass noch alles okay war. Sie redete sich ein, dass es stimmte, es konnte nichts schief gegangen sein, es war alles gut, wunderbar, und sie brauchte keine Furcht zu haben.

Seltsam war nur, dass sie daran so recht nicht glauben wollte. Es war etwas geschehen, und sie ging davon aus, dass nichts mehr so sein würde wie früher.

Nur die Gegend blieb. Sie sah aus wie immer im Herbst. Sie war hügelig und öde zugleich. Hin und wieder standen Bäume auf den Hügeln, auch zwei, drei Waldstücke sah sie in der Ferne wie dunkle Inseln liegen. Die Straße zog sich als nasses, graues Band durch die Landschaft und wand sich dabei, als wäre sie eine Schlange.

Irgendwann würde sie auch an dem Haus vorbeiführen. Noch drei Kurven, dann konnte sie bereits einsehen.

Der Mini schnurrte davon. Schwer und bedrückend lag der Himmel über ihm. Eine Decke aus grauen Schichten, die nicht das geringste Sonnenlicht durchließ.

So etwas drückte aufs Gemüt. Sensible Menschen hassten dieses Wetter, der Goldene Oktober war längst dahin. In knapp zwei Wochen begann der November, der Monat der Trauer, und er wiederum kam ihren Gefühlen gleich, die sie spürte.

Sie sah die Scheune und fuhr unwillkürlich langsamer. Ihre Hände umkrampften das Lenkrad. Sie holte tief Luft, doch es wollte kein befreiender Atemzug werden, denn auf eine gewisse Art und Weise lag ein Schatten auf der Welt.

Doris hielt an. Zwei Räder berührten bereits den nassen Streifen neben der Straße. Ihr Blick glitt der Scheune entgegen. Das Gebäude sah noch dunkler aus als sonst. Es passte sich der traurigen Landschaft an. In seinem Graubraun und dem weit vorgezogenen Dach wirkte sie wie ein kantiges Monster, das sich vor den Schrecken der Natur ducken wollte.

Schwarze Vögel segelten durch die Luft. Weit hinter der Scheune und auf der höchsten Stelle eines Hügels stand ein kahler Baum, der aussah wie ein Gerippe. Sie hatten ihn deshalb Totenbaum genannt.

Er war so tot wie die Landschaft.

Doris Clinton fror. Sie ließ die Windjacke trotzdem im Wagen, denn die Kälte drang mehr aus ihrem Innern. Sie schaute gegen das Haus und versuchte, dort etwas zu entdecken, das sie als eine Unregelmäßigkeit bezeichnen konnte.

Nein, es gab nichts.

Alles sah aus wie immer.

Dennoch blieben der Druck und die Angst. Hitzewellen lösten sich mit Kälteschauern ab. Die Vernunft sagte ihr, rasch zu verschwinden, doch es gab noch eine andere Kraft, die nicht von dieser Welt war und von IHM kam. Diese Kraft wollte, dass sie blieb und auch näher kam.

Ein Windstoß erfasste sie, als hinter ihr ein Wagen vorbeirauschte.

Für einen Moment schaute sie dem Fahrzeug nach, dann drehte sie sich um und stieg wieder in ihren Mini.

Doris musste hin – Doris musste hin!

Sie hämmerte die Tür zu. Das dumpfe Schwappen beruhigte sie keineswegs. Selbst in ihrem eigenen Wagen kam sie sich wie eine Gefangene vor. Sehr langsam fuhr sie weiter, denn der schmale Feldweg zum Haus hin zweigte sehr bald von der Straße ab.

Sie rollte hinauf und sah vor sich die beiden schmalen Fahrspuren, rechts und links eines Grünstreifens.

Die Erde war weich. Pfützen blinkten wie dunkle Augen. Manchmal

schimmerten Ölflecken auf dem Wasser. Der Wagen schaukelte auf dem unebenen Boden weiter. Die Reifen rollten durch die Pfützen und schaufelten das Wasser in die Höhe.

Die Spannung wuchs mit jedem Yard, den sie zurücklegte. In ihr tickte ein Metronom immer schneller. Es machte sie an, es peitschte sie voran, und der Schweißfilm auf ihrer Stirn wurde nicht dünner.

Das Haus nahm an Breite und Höhe zu. Es war dunkel. Handwerker hatten es mit schwarzer Teerfarbe angestrichen, sodass es den unterschiedlichen Witterungen standhielt. Es sollte auf keinen Fall zusammenbrechen, es wurde noch gebraucht, und als sie wieder mit dem Gaspedal spielte, da bekam der Mini noch einmal einen Schubs nach vorn, als könnte er es kaum erwarten, dem Monster zu begegnen.

Kein anderes Fahrzeug stand vor dem Haus. Sie fuhr sehr nahe heran, stoppte und stieg aus.

Diesmal allerdings mit zitternden Knien. Der Druck im Kopf war auch nicht geringer geworden, und auf den Handflächen lag nach wie vor der kalte Schweiß.

Sie hämmerte die Tür zu.

Das laute Geräusch ließ sie zusammenzucken. Im und am Haus rührte sich nichts. Es lag unter einer Glocke des Schweigens, und der Begriff Totenstille passte da schon besser.

Sie schaute gegen die kleinen, quadratischen Fenster. Auch hinter ihnen zeigte sich keine Bewegung. In der Scheune lastete eine dumpfe Stille, und sie war wie ein Omen.

Gefährlich für sie…

Doris Clinton suchte vergeblich nach einer Spur von Leben. Es war nichts vorhanden. Die Scheune und die Gegend hatten sich irgendwie verabschiedet. Sie waren tot, verloren. Sie siechten dahin, und keiner ihrer Freunde ließ sich blicken.

Vor der Tür blieb die einsame Frau stehen. Jedes Mitglied aus der Gruppe besaß einen Schlüssel, natürlich auch Doris, aber den setzte sie nicht ein, denn sie hatte erkannt, dass die Tür nicht verschlossen war. Sie umklammerte die eiserne Metallklinke und zerrte daran.

Die Tür schwang auf.

Sie schleifte noch über den Boden, ruckte hier und da, aber sie ließ sich öffnen und gab den Blick frei in eine düstere, dunkle und unheimliche Welt.

Die Welt der Schatten, der Magie, des Bösen. Die andere Atmosphäre, die so ungewöhnlich aufgeladen war, weil sie einzig und allein von IHM durchdrungen wurde.

Eine böse Welt…

Doris ging mit schleifenden Schritten vor. Sie wusste genau, dass sie es in der Dunkelheit nicht aushalten konnte. Sie musste einfach das Licht einschalten, denn die Finsternis hätte sie sonst gefressen wie das

Maul eines Monstrums.

Sie hatten an alles gedacht, als die Scheune renoviert worden war, natürlich auch an das Licht. Man konnte mit Hilfe des Dimmers sogar seine Stärke einstellen, das musste so sein, um die richtige Atmosphäre zu schaffen.

Die Scheune bestand aus einem einzigen Raum. Das flache Dach wurde durch kantige Balken gestützt, eine Tenne war nicht vorhanden, darauf konnten die Freunde verzichten.

Die Lichtschalter befanden sich an den Pfosten. Simple Schalter, die nur nach unten geschoben zu werden brauchten. Kleinigkeiten des Alltags, die der Frau plötzlich so ungewöhnlich vorkamen, als wäre sie dabei, diese Dinge neu zu entdecken.

Den Grund dafür konnte sie nicht nennen, und sie hielt zunächst einmal inne.

Irgendwas stimmte nicht, das war selbst in der Dunkelheit zu merken. Es hatte sich etwas verändert. Etwas war nicht mehr so wie beim letzten Besuch hier.

Aber was?

Im Dunklen drehte sie sich auf der Stelle um, doch das eigentliche Gefühl verging nicht. Es saß in ihrem Magen wie eine bohrende Lanze.

War es der Geruch?

Sie bewegte die Nase, konzentrierte sich, und sie merkte den Schauer auf ihrem Rücken. Der Geruch störte sie. Er war nicht nur anders, er war auch schrecklich.

Doris suchte nach einem Begriff. Sie wollte ihn zumindest vor sich selbst erklären.

Faulig vielleicht?

Ja, das konnte stimmen, traf aber nicht hundertprozentig zu, denn da war noch etwas.

Auch ein Geruch…

Nein, schon mehr ein Gestank!

Er widerte sie an, denn sie wusste nicht, woher er kam, wo seine Quelle lag. Doris schaffte es, sich zu konzentrieren, und sie senkte dabei den Kopf.

Der Geruch drang aus dem Boden…?

Zumindest aus dieser Richtung. Einen kleinen Schritt ging sie nach vorn. Dabei hatte sie das Gefühl, von diesem modrigen Aroma umfangen zu werden. Wenn sie atmete, drang der Geruch nicht nur durch Mund und Nase, sondern durch jede Pore ihres Körpers ein.

Übelkeit wühlte sich hoch.

Doris dachte an Flucht. In dieser Dunkelheit kam sie sich wie von nicht sichtbaren Feinden umstellt vor. Es würde nicht lange dauern, dann schlugen sie zu, dann…

Sie machte Licht!

Es geschah mehr aus einem Reflex heraus, als aus dem inneren Drang, es einfach tun zu müssen.

Der Dimmer tat seine Pflicht. Mehrere in der Scheune gut verteilte Lampen gaben nur allmählich ihren Schein ab und legten ihn wie eine rötlichgelbe Decke über den Raum.

Sie reichte aus, um den Schrecken zu erkennen.

Doris Clinton glaubte plötzlich, wahnsinnig zu werden!

***

Sie bewegte sich nicht und stand wie festgefroren auf der Stelle.

Hinter der dünnen Haut an der Stirn zuckte es ebenso wie an den Wangen. Der Anblick, der sich der jungen Frau bot, war so fürchterlich und schlimm, dass selbst die grausamsten Albträume nicht ausreichten, um so etwas zu erleben.

Die Scheune, vielmehr das Innere der Scheune war zu einem Haus der Toten geworden.

Sie konnte nicht mehr sprechen, nicht mehr denken und auch kaum noch atmen. Ihr Körper war ein einziges Kraftfeld, das von wuchtigen Stromstößen durchschossen wurde. Auf ihrer Haut lag das Eis wie kleine Kieselsteine, und als sie endlich die Arme bewegte und sie anhob, da kam sie sich vor, als hätte eine Fremde das getan und nicht sie selbst.

Es war nicht zu fassen…

Sie wollte nicht schauen, sie hielt sich die Augen zu, und sie spürte nur den Schweiß der Handflächen auf ihren Wangen. Doris Clinton wusste auch nicht, wie lange sie regungslos auf dem Fleck gestanden hatte, da konnten Minuten oder Stunden vergangen sein, der widerliche Geruch verschwand nicht.

Er konnte zudem nicht verschwinden, denn er wurde von den fünf Personen abgegeben, die dort lagen.

Sternförmig und rücklings auf dem Boden lagen. Ihre Füße zeigten alle auf einen Punkt in der Mitte, ohne allerdings zusammenzutreffen oder sich zu berühren.

Es war schlimm…

Es waren ihre Freunde!

Doris ließ die Hände sinken. Ihre Lippen bewegten sich. Ein erstickt klingendes Flüstern drang dazwischen hervor. Sie sprach Worte, die sie selbst nicht verstand. Zwar wurden sie in ihrem Hirn geboren, doch sie brachte diese nicht in eine verständliche Richtung.

Alles war so schrecklich anders geworden. Diesmal hatte ihr die Welt die grausamste aller Fratzen gezeigt.

Über den sternförmig auf dem Boden liegenden Toten gab eine Lampe Licht ab. Sie sah aus wie eine Sonne, die nur einen schwachen Schein abstrahlte, der ein weiches Licht über die Toten verteilte und

sie so ungewöhnlich anders aussehen ließ, als wäre er dabei, ihnen einen Heiligenschein zu geben.

Das stimmte nicht.

Es lag am Licht, das die Konturen hatte weich werden lassen und den Geruch der Verwesung nicht hatte vertreiben können. Ihre Freunde sahen aus, als hätten sie einen Gruppen-Selbstmord begangen, der auf einen Befehl hin geschehen war. Aber das war es nicht nur allein, denn sie alle hatten sich auf eine fürchterliche Art und Weise verändert.

Das waren nicht mehr ihre normalen Gesichter. Was Doris bei ihnen zu sehen bekam, konnte sie kaum beschreiben, denn ihr Verstand weigerte sich einfach.

Es waren furchtbare Gesichter, die von Greisen. Sie sahen zugleich so trocken aus, als hätte ihnen jemand die Feuchtigkeit aus der Haut herausgesaugt.

Fünf Tote!

Doris konnte es noch immer nicht fassen, und sie dachte auch eine Stufe weiter.

Insgesamt hatte die Clique sieben Personen gezählt. Drei Frauen und vier Männer.

Die vier Männer lebten nicht mehr, zwei der drei Frauen auch nicht, denn eine, Margret Fontyn, war in ihrem Haus oder in der Nähe des Hauses gestorben.

Eigentlich hätte auch ich dort liegen müssen, dachte sie. Ich habe nur einfach Glück gehabt, dass dies nicht der Fall war. Ich bin krank geworden, mich hat es nicht erwischt.

Sie wunderte sich darüber, wie ungewöhnlich klar sie denken konnte, und sie schaffte es sogar, sich vorwärts zu bewegen. Sie ging auf die Mitte der Scheune zu.

Doris Clinton hatte nur Blicke für die Toten mit den Greisengesichtern. Die Einrichtung interessierte sie nicht. Sie sah nicht die Tische, die Stühle und die Liegen. Auch nicht den Schrank im Hintergrund, ihr Blick galt einzig und allein den Freunden, mit denen sie so viel Spaß gehabt hatte, was nun der Vergangenheit angehörte.

Das war vorbei, das gab es nicht mehr, die Kälte des Jenseits hatte hier Einzug gehalten und würde so leicht nicht mehr verschwinden.

Was hatten sie getan?

Was hatten sie IHM getan?

Genau das war das Problem, denn sie konnte sich sehr gut vorstellen, dass ER die Schuld an dieser endgültigen Veränderung der fünf Toten trug. Hatte er nicht immer von einer Frische, von einer Jugend, vom heißen Blut gesprochen? Hatte er nicht das Alter gehasst wie die Pest? Hatte er sich nicht den schönen Frauen verschrieben?

War er nicht wie ein zweiter Dorian Gray tief aus der Vergangenheit

hervorgekommen, um in der Gegenwart Zeichen zu setzen?
Und sie hatten ihn geholt! Sie hatten ihn gelockt! Sie hatten sich den Tod selbst in ihre Nähe geholt.
Doris wurde übel. Sie musste ihre Hand vor den Mund pressen.
Auch die Knie gaben nach. Zum Glück ragte dicht hinter ihr eine Säule in die Höhe, an der sie sich abstützen konnte. Sie lehnte sich dagegen und versuchte, die Kontrolle über sich selbst zurückzugewinnen, und das musste doch irgendwann klappen.
Das Grauen kam, das Grauen ging. Irgendwann einmal würde es…
Doris' Gedanken zerbrachen. Sie wusste nicht mehr, was sich in ihrem Kopf abspielte. Sie hatte das Gefühl von Hammerschlägen malträtiert zu werden. Die kalte Angst presste sie zusammen, und hinter den Augen spürte sie ein Brennen, als hätte sich dort Säure verteilt.
Dennoch verlor sie nicht den Blick für die Realität. Und sie stellte fest, dass sich etwas verändert hatte oder die Umgebung dabei war, sich zu verändern.
Es traf sie wie eine Botschaft aus dem Unsichtbaren. Ein kalter und auch ein heißer Hauch. Eine Botschaft, die von zwei verschiedenen Seiten auf sie eindrang.
Doris Clinton wusste Bescheid.
Es war so weit!
Er würde kommen, er war auf dem Weg, das Loch zwischen den Zeiten hatte Bestand.
Und er kam!
Der breite Schatten in der Scheune füllte sich mit einem ungewöhnlich kalten Licht, das zunächst keine Konturen hatte, aber immer dichter wurde und sich letztendlich zu einer eigenen Szene manifestierte.
Eine Gestalt und eine Landschaft, die ihn umgab wie ein zu ihm gehöriger Tempelplatz.
ER war da!
Und ER würde seine Macht beweisen, um auch der letzten Person die Jugend zu nehmen…

***

Es gibt die Suche nach der versteckten Nadel im Heuhaufen. So und nicht anders waren wir uns vorgekommen, als wir die Scheune finden wollten. Wir wussten, dass es sie gab, aber niemand konnte uns genau sagen, wo sie zu finden war.
Selbst Boris nicht, mit dem wir zweimal telefoniert hatten. Er hatte uns die Gegend nennen können, und die durchfuhren wir und ärgerten uns darüber, wie menschenleer sie war, denn es lief uns niemand über den Weg, den wir hätten fragen können.

Der Ort Sevenoaks lag hinter uns. Wir suchten in seiner Umgebung und fanden schließlich einen Bauer, der auch noch zu dieser Zeit über sein Feld ging und dabei war, die Rüben abzudecken, die zu einem gewaltigen Trapez zusammengestapelt worden waren.

Um die große Plane nicht wegfliegen zu lassen, war der Bauer damit beschäftigt, sie mit alten Autoreifen zu beschweren.

Wir hatten am Rand der Straße angehalten. Meine Laune war ebenso mies wie die meines Freundes. Der Tiefpunkt lag nicht mehr weit entfernt, und beide sahen wir den auf dem Feld arbeitenden Landwirt als eine gewissermaßen letzte Chance an.

»Ich drücke dir die Daumen«, sagte Suko, als ich ausstieg.

»Hoffentlich reicht das.«

»Klar, bei deiner Größe.« Ich schlug die Tür zu. Der dabei entstehende Laut hallte über das Feld und ließ den Bauern aufmerksam werden. Er hob den Kopf, schaute mir entgegen, wie ich über den weichen Boden ging und meine Schuhe ein schlammiges Aussehen bekamen. Da hatte es der Bauer mit seinen Stiefeln besser.

Er kam mir entgegen, und ich stufte seinen Gesichtsausdruck als ziemlich unleidlich ein. Vielleicht ärgerte er sich auch darüber, dass ich sein Land betreten hatte.

»Was wollen Sie, Mister?«

»Nur eine Frage.«

»Ich gebe keine Antworten.«

So etwas hatte ich mir gedacht. Natürlich ließ ich nicht locker und sprach weiter. »Es geht um eine Scheune, die es hier in der Nähe geben soll. Hin und wieder haben sich dort junge Leute aus der Stadt getroffen, um irgendetwas zu feiern. Können Sie mir sagen, wo wir die Scheune finden? Mehr möchte ich nicht wissen.«

Der Bauer zupfte an seiner Hutkrempe. »Nein, ich habe Ihnen gesagt, dass ich keine Auskünfte gebe. Da müssen Sie sich schon einen anderen suchen. Klar?«

Ich verdrehte die Augen. »Ist es wirklich zu viel verlangt, wenn…?«

»Verschwinden Sie von meinem Feld!«

Das war klar gesagt worden, ich tat es trotzdem nicht und zeigte ihm stattdessen meinen Ausweis. Er kam ziemlich nahe heran, um ihn zu lesen. »Ach, Sie sind Polizist.« Sonderlich beeindruckt zeigte er sich nicht.

»Ja. Verändert das die Lage?«

»Klar, Mister. Ich bin froh, dass mal jemand kommt, um da aufzuräumen.«

»In oder an der Scheune?«

»Sicher.«

»Und was ist daran so schlimm?«

Er lachte geifernd. »Kann ich Ihnen sagen. Die Scheune ist aufgebaut

worden. Dann kamen die jungen Männer und Frauen, um dort ihre Feste zu feiern. Die müssen verdammt schlimm gewesen sein.«

»Woher wissen Sie das?«

»Es spricht sich herum.«

Ich lächelte und hob die Schultern. »Können das nicht auch Gerüchte sein? Oder haben Sie selbst schon was erlebt?«

»Ich nicht«, gab er widerwillig zu. »Aber ich habe einige Male das Licht gesehen.«

»Welches Licht?«

»Es sah aus, als wäre es vom Himmel gefallen und tanzte über dem Scheunendach. Vergleichbar mit irgendwelchen Blitzen, die plötzlich auf die Erde zucken, ohne dass es ein Gewitter gegeben hat.«

»Und das wurde gesehen?«

»Klar doch.«

»Aber nicht von Ihnen?«

»Nein, es waren Bekannte, die davon erzählten. Aber das Licht war da, glauben Sie mir.«

»Gut, dann brauchen Sie mir nur den Weg zu beschreiben. Wir wollen uns die Scheune mal aus der Nähe anschauen, wenn Sie verstehen.«

»Das verstehe ich zwar nicht, ist aber egal.«

»Dann los!«

Er beschrieb uns den Weg, und ich stellte fest, dass sie nicht weit entfernt lag. »Zufrieden?«, fragte er.

»Sehr. Ach ja, noch eine Frage habe ich. Sie wissen nicht zufällig, ob die Scheune besetzt ist?«

»Sie meinen, ob heute dort gefeiert wird?«

»Zum Beispiel.«

»Das glaube ich nicht. So etwas geschieht immer in der Nacht oder am Abend. Nie tagsüber. Diese Typen sind eine schlimme Clique, die wissen nicht, was sie Anständiges mit ihrer Zeit anfangen sollen. Das war früher anders.«

»Haben die da nur gefeiert?«

»Keine Ahnung. Aber man kann zu bestimmten Dingen ja auch das Wort feiern sagen.«

»Da haben Sie Recht. Wie gut, dass es Leute wie Sie gibt, die sich Gedanken machen.«

Er fühlte sich geschmeichelt und war genau in der richtigen Stimmung, um sich noch mehr zu öffnen. »Nun ja, Mister, ich meine, man muss eben mit offenen Augen durch die Welt gehen, sonst wird man überall nur reingelegt, denke ich.«

»Klar, da haben Sie Recht. Mich interessierte noch etwas. Ich habe davon gehört, dass die Scheune auf einer bestimmten Stelle steht, die nicht ganz geheuer sein soll.«

Der Mann knetete seine Nase und hob die Schultern. »Was heißt geheuer? Einige Spinner haben herausgefunden, dass mit diesem Platz etwas los ist, mehr nicht.«

»Was soll denn los sein? Könnten Sie da nicht etwas deutlicher werden, Mister?«

»Nicht geheuer eben.« Er schüttelte den Kopf. »Es waren Spinner, die mal hierher kamen. Typen in komischen Gewändern. Sie haben irgendetwas gemessen und auch einige Nächte an diesem Ort verbracht. Da haben Sie gesungen und getanzt. Ich weiß auch nicht, was sie da beschwören wollten.«

»Aber die Kraft gibt es?«

»Ein Märchen.«

»Könnten Sie es trotzdem erzählen?«

»Ungern«, gab er zu. »Sie würden mich doch nur auslachen.«

»Ich verspreche Ihnen, dass ich es nicht tue.«

Dann hörte ich die Geschichte von einer heidnischen Opferstätte, wo vor langer Zeit junge Mädchen ihr Leben unter den scharfen Messern eines Hohepriesters gegeben hatten. »Das ist wohl wie bei den Mayas gewesen. Das Blut der Mädchen hat die heidnischen Altare und die Erde getränkt.«

»Interessant«, murmelte ich.

»Nein, eine Legende.«

»Und wann ungefähr hat sich diese Legende ereignet. Können Sie das in Jahre fassen?«

»Auch nicht. Es muss sehr, sehr lange gewesen sein. Hunderte von Jahren oder so. Aber das kann ich Ihnen nicht genau sagen.«

»Ich bedanke mich trotzdem.«

»Habe ich Ihnen denn geholfen, Mister?«

»Und ob Sie das getan haben. Sie waren toll, Sie waren großartig, wenn Sie verstehen.«

»Nicht genau, aber ich bin auch kein Polizist. Am besten ist es, wenn Sie die ganze Bude da ausräuchern. Wir wollen die Typen nicht mehr bei uns haben.«

»Haben die Ihnen etwas getan?«

»Das nicht. Allein ihre Anwesenheit passt irgendwie nicht hierher, wenn Sie verstehen.«

»Ich denke zumindest darüber nach. Und vielen Dank für die Wegbeschreibung.«

»War mir ein Vergnügen.«

Als ich zu Suko zurückkehrte, empfing er mich leicht brummig.

»Du hast dich ja ziemlich lange bei dem Knaben aufgehalten.«

»Stimmt. Dafür konnte ich auch einiges in Erfahrung bringen, was uns wohl weiterhelfen wird.«

»Was denn?«

»Fahr mal los, dann erzähle ich es dir.«
»Und wohin, bitte sehr?«
»Das sage ich dir auch noch.«
»Sehr wohl, der Herr.« Suko hörte dann schon zu, als ich das wiedergab, was ich erfahren hatte. Wenn wir die Legende mit einbezogen, dann erschien uns der Platz, auf dem die Scheune errichtet worden war, in einem völlig anderen Licht. Aus Erfahrung wussten wir, dass es Orte gab, wo sich das Böse halten konnte, auch über Jahrhunderte hinweg, und erst dann richtig zuschlug, wenn die Zeit reif war.
Das schien heute der Fall zu sein.
Wir verließen die Straße an einer Kreuzung und rollten hinein in das flache, durch braune Wolken düster gemachte Gelände, in dem es kaum Häuser oder Orte gab.
Aber wir sahen die Scheune.
Sie hob sich in der klaren Luft ab. Aus der Distanz gesehen, wirkte sie wie eine überdimensionale Picknickhütte oder ein Blockhaus, das des Öfteren Ziel einer Landpartie war.
»Sehr nett«, sagte Suko. »Und so gar nicht magisch.«
»Wie meinst du das denn?«
»Da parkt sogar ein Wagen vor dem Haus. Anscheinend sind wir nicht die Einzigen.«
»Mal schauen.«
Suko lenkte den BMW über den Feldweg und schimpfte über den Matsch, der gegen das Fahrzeug spritzte. Obwohl der Mini vor dem Bau stand, machte die Scheune auf uns einen doch sehr ungewohnten Eindruck. Dieses Haus hatte man mitten in die Landschaft gestellt und vergessen.
Rechts neben dem Mini hielten wir an und stiegen aus. Der Wind wehte über das flache Haus und wühlte sich in unsere Gesichter.
Erst jetzt sahen wir das ungewöhnliche Licht hinter den Fenstern schimmern. Es war weich, nicht richtig rot, auch nicht richtig gelb, sondern mit einem blauen Schimmer vermischt.
Suko wollte nachschauen, während ich schon auf die Eingangstür zuging. Beide hörten wir den schrillen Ruf einer Frau.
Und das war kein Spaß mehr!

***

ER stand inmitten dieser ungewöhnlichen Landschaft, als wäre er aus einer anderen Welt gekommen. Doris hatte ihn erst gar nicht zu beschwören brauchen, er war von allein erschienen, um sich ihr zu zeigen. Ja, so kannte sie ihn, und so flößte er ihr noch immer Furcht ein, besonders heute, wo das Licht auch über die am Boden liegenden fünf Leichen hinwegfloss.

Er stand auf einer Bogenbrücke, in einer seltsam kalten und blauen Luft, als wäre ein Puzzlestück aus dem Weltall herausgerissen worden, um die Gestalt im roten Mantel zu unterstützen.

ER sah aus wie immer.

ER hatte sich nicht verändert, auch wenn seine breiten Lippen zu einem sehr kantigen Lächeln verzogen waren und die Gestalt irgendwie dem Teufel glich. Es konnte auch an dem schmalen Gesicht liegen oder an den lackschwarzen Haaren, die wie eine Fettschicht auf dem Kopf der Gestalt lagen.

»Du bist die Letzte«, sagte die Gestalt.

Doris war noch immer fasziniert. Sie hatte die Worte genau gehört, nur reagierte sie nicht darauf, weil sie den Anblick des anderen einfach als unvergesslich ansah.

Er war schon etwas Besonderes, denn er war aus den Tiefen der Zeit hervorgetaucht und würde sich auch nicht zurückschicken lassen. Er sah so jung und kräftig aus, denn er hatte sein Vorhaben voll und ganz erreicht. Die Jugend war wieder bei ihm. Er hatte sie zurückgewonnen und sie aus den Toten hervorgesaugt.

Das alles wurde Doris klar, und plötzlich schämte sie sich für die nahe Vergangenheit. Sie dachte daran, dass sie und die anderen einen Fehler begangen hatten, denn sie hatten sich mit dem falschen Dämon verbündet. Er gab nicht, er forderte, und er nahm sich alles, was er wollte, nachdem sie ihm den Weg geebnet hatten.

Sie war noch übrig – die letzte aus der Gruppe. Und auch sie würde ihre Jugend verlieren, allmählich dahinsiechen und spüren, wie ihr das Leben genommen würde.

Danach würde sie tot auf dem Boden liegen, versehen mit dem Gesicht einer Greisin.

Das alles kam ihr in den Sinn und trieb ihr gleichzeitig den Angstschweiß aus den Poren. Sie dachte auch nicht an Flucht, denn sie kannte die Macht dieser Gestalt, die an Brutalität nicht zu übertreffen war, wenn es einzig und allein um ihre Ziele ging.

Er schaute auf sie nieder, seine Hände hielt er vor der Brust verschränkt. Der Kopf war leicht gesenkt, denn er wollte direkt in das Gesicht des letzten Opfers blicken, um sich dort an der Angst in den Augen zu weiden.

Seine Lippen lagen zwar hart aufeinander, sie zuckten trotzdem, und er breitete die Arme aus, als wollte er die gesamte Welt umfangen. Allein, seine Geste galt nur Doris Clinton, die sich nicht mehr vorstellen konnte, an seiner Seite gestanden und ihm gedient zu haben. Das alles war vergessen. Jetzt gab es nur noch eines.

Die Todesangst!

Und sie wühlte in ihr wie mit zahlreichen Messern. Sie peinigte ihre Seele, und sie trieb erneute Schauer der Furcht über sie hinweg.

Die Kehle bestand innen nur mehr aus brennendem Fleisch, und jeder Atemzug schmerzte.

Die Gestalt führte seine Arme wieder zusammen, ohne dass sie sich allerdings berührten. Es blieb eine Lücke von ungefähr der Körperbreite der Frau.

»Komm her!«

Seine Stimme war plötzlich überall, als hätte jemand in der Zwischenzeit Lautsprecher aufgestellt. Sie hallte durch die Scheune, niemand konnte ihr entkommen, und ihre Echos zitterten über die Wände als auch über die Decke hinweg.

In Doris' Kopf hallte sie ebenfalls nach, sodass sie gar nicht auf die Idee kam, sich diesem Befehl zu widersetzen. Sie war die letzte Person aus der Clique, und ihr würde die Jugend genommen werden.

Er erwartete sie mit einem Lächeln. Aber in seinen Augen stand keine Gnade, sondern einzig und allein die von dunklen Pupillen umschlossene Gier.

Das Wesen verbreitete eine Aura, die Doris nicht beschreiben konnte. Sie erinnerte an ein Vakuum, doch das konnte es nicht sein, obwohl er irgendwie schwebte. Hatte er denn eine Insel geschaffen, dessen Aura ziemlich weit reichte? So weit, dass sie auch Doris erfasste, als sie den dritten Schritt vorging und dann das Gefühl hatte, einfach ins Leere getreten zu sein.

Ja, sie trat ins Leere, aber sie sackte nicht weg!

Sie spürte keinen Gegendruck, sie blieb stehen, es war wie ein Wunder, und gleichzeitig konnte sie in eine Tiefe schauen, die ihr unauslotbar erschien.

Die Umgebung der Scheune war zweitrangig geworden, für sie gab es nur die Insel und auch die gebogene Brücke, auf der ER stand.

Sie musste die Stufen hochgehen, um die Gestalt zu erreichen, und als sie dies tat, da fühlte sie sich leicht wie eine über dem Gestein schwebende Feder.

»Jetzt kommst du zu mir«, flüsterte er ihr entgegen, »und wirst dich an mir erfreuen. Denn du bist diejenige, die mir noch einmal den Schwung der Jugend geben wird. Ihr habt mich geholt, und ihr werdet mich dafür entschädigen.«

Doris wusste nicht, woher sie den Mut zu einer Frage nahm. Die Worte tropften über ihre Lippen. »Wer bist du?«

Die Frage hatte ihn überrascht. Er schüttelte den Kopf. »Weißt du das wirklich nicht?«

»Nein, wir haben nur gespürt, dass dieses Gebiet etwas Besonderes ist. Wir wollten…«

»In Frankreich bin ich Cyran de Village gewesen.«

Doris hörte die Erklärung, hielt sich aber ihrerseits zurück, deshalb sprach er weiter. »Und in England nenne ich mich Cyrus Wood. In

Italien Cyrano, in Spanien kennt man mich unter dem Begriff Senor de Cyrangne. Du hörst, dass ich verschieden sein kann. Ich bin einmal der und einmal der andere. Ich kann wechseln, ich kann mich verstellen, und ich kann überleben.«

»Wie überleben?«

»Ganz einfach. Durch die Jugend der anderen. Ich hole sie mir, um das bisschen Ewigkeit zu erhalten…«

Über die letzte Bemerkung musste sie nachdenken. Das bisschen Ewigkeit – was hatte das nur zu bedeuten? Sie kam nicht darauf, es war einfach zu philosophisch gesprochen, da existierte eine Lücke in ihrem Gedächtnis oder Begriffsvermögen.

»Kennst du mich nicht?«

»Nein, ich…«

»Wusstest ihr nicht, dass ich ein Phantom bin? Das Phantom aus der Vergangenheit? Dass ich die Grenzen überwunden habe und dann, bevor ich zu alt werde, mir die Jugend zurückhole? Ich sauge sie aus den jungen Körpern, verstehst du? Es wird einen Austausch geben. Ich lege mein Alter ab und hole die Jugend zurück. Ihr habt mich beschworen, ich konnte die andere Zeit verlassen, in der ich mich aufhielt, aber ich musste mir die Jugend zurückholen. Das habe ich getan, es war leicht, denn ihr seid von mir fasziniert gewesen. Nun brauche ich dich noch, dann habe ich wieder für lange Zeit Ruhe.«

Doris Clinton schluckte. Sie wunderte sich gleichzeitig darüber, dass sie noch sprechen konnte. Zu viel war auf sie eingestürmt, in ihrem Hirn türmten und überschlugen sich die Gedanken. Sie bekam die Erklärungen nicht in die richtige Reihenfolge, und auch in ihrem Kopf vermischten sich die Zeiten miteinander. Für sie war es unlogisch, aber war die Beschwörung denn logisch gewesen?

Nein, auch das nicht.

Da sie erhöht stand, musste sie nur den Kopf ein wenig drehen und nach links schauen, um ihre Freunde sehen zu können, deren alte Gesichter so bleich aussahen, als wären mehrere Spinnennetze zwischen die dünnen Falten gewebt worden. Ihre Augen waren blicklos geworden. In ihnen lag die Leere des Todes. Die Körper würden verwesen, sie rochen jetzt schon, und Doris dachte daran, dass es ihr ebenfalls so ergehen würde.

Obwohl sie das alles nicht fassen konnte und selbst wie im Vakuum stand, schüttelte sie den Kopf.

»Was heißt das?«

Die Frau nahm all ihren Mut zusammen. »Ich will nicht!«, keuchte sie. »Ich will nicht so aussehen wie meine Freunde, und ich werde dir meine Jugend nicht geben. Ich will leben und nicht auf diese perverse Art und Weise…«

»Du redest Unsinn!«

»Nein, ich habe mich entschieden!«

Er näherte sein Gesicht dem ihren. »Glaubst du denn, dass du damit durchkommst? Du liegst falsch, völlig falsch. Ich war deinen Freunden überlegen und bin es auch dir.«

Nach dem letzten Wort griff er so schnell zu, dass Doris nicht mehr ausweichen konnte. Die Hand umschloss ihr rechtes Gelenk wie eine kalte Stahlklammer. Sie hörte ihn böse lachen, und dann konnte sie nicht anders, sie musste einfach schreien…

***

Es war genau dieser Schrei gewesen, den wir gehört hatten. In Sekundenbruchteilen hatte er Suko und mich in eine schrille Alarmstimmung versetzt. Bevor wir den Versuch unternahmen, die Tür aufzutreten, probierten wir erst aus, ob sie verschlossen war.

Zum Glück war sie es nicht.

Ich stürmte als Erster in die Scheune hinein, Suko war mir dicht auf den Fersen. Gemeinsam blieben wir stehen, als hätte uns eine Wand gestoppt.

Was wir dort vorn sahen, glich einem Zwei-Personen-Stück, das vor uns auf einer Bühne ablief, die gleichzeitig durch ein kaltes Licht beleuchtet wurde.

Ein Mann in roter Kutte hielt eine junge Frau fest. Er wollte sie zu sich heranziehen. Sein Gesicht sah aus wie eine Maske mit offen stehendem Maul. Über ihm funkelte ein ungewöhnlicher blauer Himmel, über den erste Blitze hinweghuschten. Nach dem zweiten Schritt bereits »meldete« sich mein Kreuz.

Für mich stand fest, dass wir eine starke magische Zone betreten hatten, in der die Gestalt im roten Gewand herrschte.

Aber wir sahen noch mehr, und das traf uns beide hart. Auf dem Boden lagen fünf Leichen, und ihre Gesichter erinnerten uns an das der Margret Fontyn. Sie waren uralt und greisenhaft und schienen von dünnen Spinnweben bedeckt zu sein. Widerliche Fratzen mit weit geöffneten Mäulern und kalten, toten Augen.

Es war das Grauen pur, und diese dämonische Gestalt gab nicht auf. Sie wollte das Mädchen, das sich in ihrem Griff wand, den Kopf einzog, ihm nie das Gesicht präsentierte und auch nicht ihren Hals.

Die Frau wusste genau, was sie tat.

Ich jagte dieser frei schwebenden Treppenbrücke entgegen. Ich wollte die Beretta ziehen und schießen, dazu kam ich nicht mehr, denn Cyrus Wood hatte gesehen, wie nahe ich ihm schon gekommen war, und deshalb verzichtete er vorläufig auf das letzte Opfer.

Stattdessen schleuderte er mir die Frau entgegen.

Sie trudelte auf mich zu. Ihr Gesicht war bleich. In seiner Starrheit erinnerte es an eine Puppe. Ich fing sie auf, hörte Sukos Ruf hinter mir

und schleuderte meinem Freund die Frau entgegen. Bei ihm war sie gut aufgehoben.

Dann sprang ich auf die Brücke!

Das geschah im letzten Augenblick, denn vor mir zog sich die Szenerie zusammen. Sie verdichtete sich auf eine irre Art und Weise, sie wurde kompakt, über mir zuckten Blitze hinweg, die nicht nur auf mich zielten, sondern auch auf die Gestalt.

Ich zog den Kopf ein.

Ein Blitz raste in meinen Körper.

Es war furchtbar. Ich hatte das Gefühl, in der Mitte gespalten zu werden, und mein Gegenüber schaute zu. Er rechnete damit, dass ich verbrannte, doch gegen diese magische Kraft stemmte sich mein Kreuz.

Es schickte den Blitz zurück.

Jetzt schrie der andere, als er wie grelles Feuer dicht vor seinem Gesicht in die Höhe huschte.

Mehr geschah nicht.

Denn beide stürzten wir ins Nichts. Die Brücke zwischen den Zeiten war zusammengebrochen…

***

Doris Clinton hatte die beiden Männer gesehen, und sie waren ihr vorgekommen wie die Retter aus einer fernen Zeit. Sie konnte auch nicht mehr weiterdenken, sie erlebte nur, dass einer der beiden sie packte und dann nach hinten schleuderte, weg aus dieser Sphäre und hinein in eine andere, aber normale Welt.

Doris fiel gegen starke, federnde Arme, und sie hörte eine Stimme, die beruhigend auf sie einsprach, während sie von ihrem Retter weitergezogen wurde.

Erst nahe der Tür blieben beide stehen. Doris hatte ihr Gesicht gegen Sukos Schulter gepresst, so bekam sie nicht mit, was da vorn passierte, denn die seltsame Bühne, auf der ein Akteur gewechselt hatte, verschwand vor Sukos Augen.

Stroboskopartiges Licht umgab die beiden Gestalten. Blitze flammten auf zu Netzen, die John Sinclair töten sollten, aber dessen Kreuz wehrte sie ab.

Er schickte sie zurück in eine Umgebung und eine Finsternis, die sich verdichtete und die Insel immer mehr zusammendrückte – bis sie verschwunden war.

Nichts mehr.

Keine Brücke, keine Säule, keine Menschen, nur die normale, durch eingeschaltete Lampen in die Tiefe geschickte Helligkeit, die sich wie ein Teppich ausbreitete.

Suko hielt die Frau im Arm, er sprach kein Wort, er schaute nur

dorthin, wo beide Männer verschwunden waren. Es war ein regelrechtes Loch gerissen worden. Da hatte ihm die Zeit ein Schnippchen geschlagen. Sie war aufgeklafft, und ungeheuer starke Kräfte hatten beide verschlungen und tief in andere Sphären hineingerissen. So etwas konnte nur ein Dämon schaffen, und Suko musste zugeben, dass John und er diese Gestalt einfach unterschätzt hatten.

Aber auch die anderen, denn fünf Leichen redeten eine deutlich makabre Sprache.

Die Bewegung der Frau riss den Inspektor aus seinen Gedanken.

Doris hob den Kopf, schaute in das Gesicht eines ihr fremden Asiaten und fasste sofort Vertrauen zu ihm, denn sein Lächeln und der Ausdruck in den Augen ließen sie so handeln.

»Danke«, stammelte sie.

»Schon vergessen. Sie sind Doris Clinton?«

»Ja.«

»Wir haben Sie gesucht.«

Doris überlegte. Mit sanfter Gewalt schob sie sich zurück. »Mich gesucht?«, flüsterte sie.

»Sicher.«

Sie schüttelte den Kopf, sah hilflos aus. »Ich verstehe nicht. Ich weiß nicht, weshalb…«

»Sie sind übrig geblieben, wir haben es herausgefunden.«

Doris murmelte: »Sie haben es herausgefunden? Wieso Sie und Ihr Begleiter?«

»Wir sind Polizisten«, erwiderte Suko schlicht.

Die Antwort traf bei ihr auch nicht auf fruchtbaren Boden. Doris erschreckte sich eher. »Was… was habe ich denn mit der Polizei zu tun? Wir sind …«

»Ihre Freundin Margret Fontyn wurde ermordet.«

»Das stimmt.«

»Wir versuchen, den Fall aufzuklären.«

Sie nickte, obwohl sie nicht verstanden hatte. Dann drehte sie sich von Suko weg, schaute auf ihre toten Freunde mit den Greisengesichtern und fing an zu weinen. Suko war froh, dass sie es tat. So konnte sie den Schock am besten überwinden. Irgendwann in den nächsten Minuten sprach sie davon, dass sie krank geworden war und deshalb nicht an dem Treffen hatte teilnehmen können. »Dabei haben wir ihn doch so wahnsinnig geliebt«, flüsterte sie erstickt.

»Wen geliebt?«

»Eben ihn.«

»Wie heißt er?«

Sie hob die Schultern. »Er… er hat ja nicht nur einen Namen, sondern mehrere. Ich habe sie nicht richtig behalten können«, gab sie

zu. »Ich glaube, er heißt Cyrus mit Vornamen, das konnte ich noch behalten, aber wir haben ihn unter einem anderen Namen erlebt. Er war das Phantom aus der Zeit, aus der Vergangenheit. Wir haben ihn beschworen, wir haben durch unser Tun die Vergangenheit zurückgeholt, denn er hat es geschafft, eine Lücke in der Zeit auszunutzen. Er ist ein Unsterblicher, wie er uns sagte, aber er hat uns nicht gesagt, dass seine Unsterblichkeit ihren Preis hat, den seiner Diener oder Dienerinnen. Um leben zu können, nahm er unsere Jugend. Er saugte uns aus, er tauschte sein Alter gegen unsere Jugend aus. Wir sollten sterben, damit er leben konnte, um weiter durch die Zeit reisen zu können.«

Suko war froh, dass Doris redete, deshalb fragte er auch weiter.

»Warum hier? Warum gerade an dieser Stelle? Was hat euch getrieben, dies zu tun?«

»Hier ist ein magischer Flecken Erde«, flüsterte sie. »Geheimnisvolle Urkräfte existieren auf dem Grundstück der alten Scheune. Wir haben sie renoviert und diesen Platz bewohnbar gemacht. Wir wollten ein Heim für ihn und für uns schaffen.«

»Das ist euch wohl gelungen«, erwiderte Suko nicht ohne eine gewisse Portion Sarkasmus in der Stimme, den Doris Clinton aber überhörte.

»Alles war falsch, so schrecklich falsch. Wir hätten uns nicht darauf einlassen sollen, aber wir wollten mehr als die anderen. Uns sollte die Welt gehören, wir wollten ihre Geheimnisse erfahren. Wie es jetzt aussieht, gab es nur den Tod.«

»Leider.«

Sie fing wieder an zu weinen, und Suko dachte darüber nach, wie es weitergehen sollte. Er kam sich wie ein Soldat im Feindesland vor, der auf verlorenem Posten stand.

John Sinclair war verschwunden.

Ein Zeitloch hatte ihn geschluckt. Suko wusste, dass es so etwas gab, zudem erlebte er es nicht zum ersten Mal. Dass dieses Zeitloch jedoch so plötzlich und unerwartet aufgetreten war, das verwunderte ihn doch, und damit kam er nicht zurecht. Die alte Magie war doch stärker, als er gedacht hatte.

Ein Dämon, der durch die Zeit wanderte!

Auch nicht zu neu für Suko, so etwas hatte er schon erlebt. Nur, dass sich dieser Dämon seine Existenz sicherte, indem er den Menschen die Jugend raubte und einen Austausch einging, das war doch zu viel. Er hätte ihm gern gegenübergestanden, das war nicht mehr möglich, denn er glaubte kaum, dass der Dämon erscheinen würde, wenn er nach ihm rief.

»Es war ein Phantom«, flüsterte die junge Frau. »Und wir alle waren diesem Phantom hörig. Es ist über uns gekommen wie ein

Sturmwind.« Sie sprach kopfschüttelnd und weinend weiter. »Keiner von uns hat es geschafft, sich zu wehren, wir wollten es auch nicht, weil uns das Phantom glauben machte, dass wir es schaffen und sehr mächtig werden würden. Ja, das haben wir gedacht.«

»Jetzt ist es weg!« Diesen simplen Satz hatte Suko nicht ohne Hintergedanken ausgesprochen, und Doris reagierte auch nach seinen Vorstellungen.

»Das weiß ich«, sagte sie, »leider.«

»Man müsste es zurückholen.«

Der Satz gefiel ihr gar nicht, denn sie schrak zusammen. Ihr Gesicht verlor auch den Rest an Farbe. »Zurückholen, haben Sie gesagt? Das… das ist doch schrecklich. Das … das können Sie doch nicht im Ernst gemeint haben, Mister. Sie wollen nicht, dass alles von vorn beginnt.«

»Sie vergessen, Doris, dass Sie jetzt nicht allein sind. Zumindest ich bin bei Ihnen.«

Mit einer raschen Bewegung wischte Doris über ihre Augen. »Ah, jetzt weiß ich, was Sie vorhaben. Sie wollen, dass Ihr Kollege wieder zurückkehrt, nicht wahr?«

»Auch.«

Sie ging einen Schritt nach hinten und schüttelte dabei den Kopf.

»Das können Sie vergessen, Mr. Polizist. Nein, so etwas wird es nicht geben. Ihr Freund – also, was ihn angeht…«, sie lachte auf, »der ist längst tot, denke ich.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Er – der Dämon oder das Phantom. Es ist jedem Menschen überlegen, auch einem Polizisten. Er hat es geärgert, er hat es gelockt, gegen seinen Willen, versteht sich. Ich denke nicht, dass es deshalb Gnade zeigen wird. Nein, Mister, Ihrem Freund kann niemand mehr helfen. Am allerwenigsten ich.«

»Darüber denke ich anders.«

»Wieso denn? Wie… wie kommen Sie denn dazu, so etwas zu sagen? Ich habe doch damit nichts zu tun.«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Hören Sie auf, Mann! Sie… Sie sollten an die Toten denken. Die müssen weggeschafft werden. Der Geruch allein …«

»Es wird alles geschehen, Doris, zuvor aber werden Sie mir helfen müssen.«

Suko hatte seine Stimme erhoben, was Doris nicht gerade Angst einflößte, sie jedoch etwas misstrauisch machte. »Bitte, ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, aber…«

»Sie haben ihn geholt, Doris. Sie und Ihre Freunde. Das sollten Sie nicht vergessen!«

»Ja, ja!«, schrie sie plötzlich und brach gleichzeitig in Tränen aus.

»Wir wussten es nicht, dass so etwas passieren würde.«

Suko winkte mit beiden Händen ab. »Beruhigen Sie sich, Doris. Immer mit der Ruhe. Ich will Ihnen auch keine Vorwürfe machen, ich möchte nur von Ihrem Wissen profitieren.«
Sie ging noch weiter zurück. »Wie bitte?«
»Ja, von Ihrem Wissen.«
»Was… was weiß ich denn?«
»Waren Sie nicht dabei, als das Phantom beschworen wurde, sich hier zu zeigen?«
Doris Clinton senkte den Blick. Dann nickte sie. »Ja«, sagte sie leise, »jetzt weiß ich, worauf Sie hinauswollen.« Mit einem Taschentuch putzte sie sich die Nase. »Ich weiß alles. Sie wollen mich als einen Lockvogel benutzen.«
Suko schaute zu, wie sie das Tuch wieder wegsteckte. »Genauso ist es, Doris.«
Sie hielt den Blick gesenkt, biss die Zähne zusammen, dass es knirschte, und fragte dann: »Sie denken dabei nicht daran, dass Sie nicht nur sich opfern, sondern auch mich?«
»Davon war keine Rede.«
»So wird es aber laufen.«
»Unsinn, Doris. Nicht, wenn wir Acht geben und die Regeln nicht überschreiten.«
Sie versuchte es noch einmal. »Er ist ein Phantom, begreifen Sie das nicht? Er kann durch die Zeiten reisen, und er wird sich nicht von zwei kleinen Menschen locken lassen, sodass…«
»Sie haben es doch geschafft.«
»Damals wollte er auch!«, schrie sie.
»Jetzt werden wir ihn zwingen!«
Doris stieß einen Knurrlaut aus. Sie spreizte die Arme ab und ballte die Hände zu Fäusten. In ihr tobte eine Hölle. Sie war hin- und hergerissen, sie wusste nicht, ob sie zustimmen oder ablehnen sollte, schaute dann die Toten an und erschauderte. »Nein, nein, Inspektor, das kann ich nicht. Ich möchte nicht auch so hier liegen.«
»Das werden Sie auch nicht. Es ist unsere einzige Chance, und wir müssen ihn stoppen, bevor er noch weiteres Unheil anrichtet. Daran sollten auch Sie denken. Wenn Sie jetzt nichts unternehmen, werden Sie nie mehr ruhig schlafen können. Sie werde immer das Gefühl haben, von seiner Rache verfolgt zu werden…«
»Sie machen mir Angst!«
»Das hatte ich zwar nicht vor, aber denken Sie nach. Immer in Angst leben, jeden Augenblick damit rechnen müssen, dass er plötzlich erscheint und sich holt, was er will, Ihre Jugend nämlich, denn vergessen wird er nichts.«
Die Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, obwohl Doris noch nichts sagte und nur auf der Unterlippe kaute. Aber sie war

beeindruckt, wie Suko sehr deutlich sehen konnte, dachte nach, überlegte, seufzte dann auf und hob die Schultern.

»Nun?«, fragte er.

»Soll ich jetzt sagen, Mr. Polizist, machen Sie doch einfach, was Sie wollen?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Nein, das sollen Sie nicht sagen, wenn Sie sich entschlossen haben, werden wir es gemeinsam in Angriff nehmen.«

»Die Beschwörung?«

»Was sonst?«

Doris schaute an Suko vorbei in den Hintergrund der Scheune, der vom Licht kaum mehr erreicht wurde. Deshalb drückten sich auch dort die Schatten zusammen, aber die Umrisse eines relativ hohen Schrankes konnte Suko trotzdem ausmachen.

Er war Doris Clintons Ziel. Sie ging langsam und mit gesenktem Kopf auf ihn zu, dabei flüsterte sie Worte. Suko konnte sich sogar vorstellen, dass sie betete.

Auch in seinem Hals saß ein Kloß. Er wusste, wie groß das Risiko für beide war. Sie konnten sich leicht übernehmen, nur sah er keine andere Möglichkeit.

Der schabende und kratzende Laut stammte von einer Schublade, die Doris herauszog. Was sie tat, konnte Suko nicht sehen, sie hatte sich vorgebeugt und wühlte in der Lade. Als sie sich wieder aufrichtete, ließ sie die Lade offen, drehte sich um und ging denselben Weg zurück. In der Hand trug sie einen Beutel, der am oberen Rand mit einem Band verschnürt war.

»Was ist sein Inhalt?«

»Die Ingredienzien!«

Suko krauste die Stirn. »Welcher Art?«

Doris Clinton schämte sich wegen ihrer Antwort. »Das Mehl von Knochen, unter anderem.«

»Menschenknochen?« Sie nickte verbissen.

»Wie sind Sie daran gekommen?«

»Wir haben einen Toten ausgegraben und seine Gebeine in einer Knochenmühle zerrieben. Wir brauchten es, und wir benötigten auch Blut. Das haben wir von uns genommen. Hinzu kamen die Formeln, die gesprochen werden mussten. Wir dachten ja erst, es wäre alles Hokuspokus, aber plötzlich war er da. Wir haben die alten Kräfte, die hier einmal gewesen sind, durch das Blut und das Knochenmehl von neuem erweckt. Das ist alles. Auch konnten wir nicht ahnen, dass…«

»Wo?«, unterbrach Suko sie.

»Wie meinen Sie das?«

»Wo hat die Beschwörung stattgefunden?«

»Ach so, ja. Kommen Sie mit.« Doris ging vor und blieb dort stehen,

wo zuvor das Phantom erschienen war. »Es ist das Zentrum«, sagte sie mit leiser Stimme. »Hier haben wir es versucht.« Dann zuckte sie zusammen, denn sie erkannte, wie nahe sie den Füßen der fünf Leichen schon war.

»Geben Sie mir den Beutel.«

Doris zögerte noch. »Was ist mit dem Blut? Würden Sie Ihr eigenes auch hergeben?«

Suko nickte. »Natürlich würde ich das. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bin bei Ihnen.« Er zog sein Taschenmesser und klappte es auf.

Die Frau schaute zu, wie Suko das helle Mehl der Knochen auf den Boden kippte und es mit der Handfläche glattstrich. Er schaute sie an. »Sind Sie bereit?«

»Ja.« Sie nickte.

»Dann kommen Sie.«

Doris streckte ihm die Hand entgegen, was Suko allerdings nicht kümmerte. Er hatte seine eigenen Pläne und zog die Klinge einmal quer über seinen linken Handballen.

Aus dem Schnitt quoll das Blut hervor, sammelte sich, und erste Tropfen fielen nach unten.

»Jetzt bin ich an der Reihe!«, flüsterte Doris. Sie biss die Lippen zusammen, als sie den ersten Schnitt spürte.

Die Flüssigkeit tropfte in die Tiefe, vermischte sich mit dem Knochenmehl, das nicht nur feucht geworden war, sondern anfing zu zischen und zu brodeln, wobei erste, ätzend wirkende Qualmwolken in die Höhe stiegen.

»Gleich fängt es an!«, flüsterte Doris Clinton. Starr vor Furcht stand sie Suko gegenüber…

***

Ich stand da und wusste zuerst nicht, wo ich war. Ich befand mich noch immer an derselben Stelle, allerdings zeitversetzt, denn die Magie hatte mich in eine finstere und düstere Vergangenheit geschafft.

Ich möchte nicht sagen, dass ich mich an Zeitreisen gewöhnt habe, doch so einiges lag bereits hinter mir, und da war ich auch in andere Dimensionen gereist, hinein in fremde und schreckliche Dämonenwelten, wo eigentlich alles anders gewesen war als auf der Erde, angefangen von der Landschaft bis zur Luft, die oft genug durch faulige und stinkende Gase geschwängert war.

Hier atmete ich die völlig normale Luft ein. Es war eigentlich wunderbar, die Temperaturen glichen denen in meiner Zeit, und ich fühlte mich auch relativ wohl, abgesehen von einem leichten Druck im Kopf und dem Pudding in den Beinen. Nach ein paar Schritten hatte sich das geändert, und ich hatte es auch geschafft, ein erstes Ziel zu

erreichen, denn am Ende einer lang gestreckten Buschreihe blieb ich stehen und wartete zunächst einmal ab.

Mir war schon während des Laufens etwas aufgefallen, was ich nun deutlicher sah. Vor mir und überdeckt von einem düsteren Himmel lag die Gegend wie ein Stilleben. Ein anderer Ausdruck fiel mir nicht ein, wenn ich die Säulen und die Brücke betrachtete, die ich auch aus meiner Zeit her kannte.

Hier allerdings war alles fest mit dem Erdboden verankert. Nichts schwebte mehr, und die düsteren Steinsäulen sahen aus, als wären sie für die Ewigkeit errichtet worden. Der graue Himmel, an manchen Stellen mit dunklen Blautönen durchwebt erinnerte mich an eine mächtige Kulisse. Es war die Zeit der Dämmerung, und ich konnte mir vorstellen, dass die Dunkelheit sehr bald hereinbrechen würde.

Noch hielt sie sich zurück. Die Schatten wanderten über den Himmel, aber die gesamte Umgebung machte auf mich einen irgendwie erwartungsvollen Eindruck, als lauerte sie darauf, dass sehr bald etwas passieren würde.

Noch blieb es still.

Es sang oder zwitscherte auch kein Vogel. Weiter im Hintergrund zeichnete sich ein dunkler Waldrand ab. Wenn ich nach rechts schaute, fiel mein Blick in eine Ebene hinein, und die kleinen Buckel innerhalb des Geländes erinnerten mich an Hüttendächer.

Ich wusste nicht, in welch einem Jahrhundert ich mich befand. Jedenfalls war die Welt schon immer kriegerisch gewesen, die mich umgebende Ruhe konnte täuschen.

Mir bereitete auch das Verschwinden des Phantoms Sorge. Gemeinsam waren wir in die Welt eingetaucht, aber jetzt gab es nur mich und den anderen nicht mehr.

Wo steckte er?

Ich konnte es nicht sagen, ich wusste nichts, ging auf die Säulen zu und drehte mich dabei immer wieder um. Für mich war dieser Ort eine Opferstätte, die tief in der Vergangenheit begraben lag, so tief, dass mir dabei die Druiden in den Sinn kamen.

Die Eichenkundigen, die Meister der Natur, die von den Kelten verehrt wurden.

Der Gedanke daran hinterließ bei mir schon einen Schauder. Es konnte auch an der Stille liegen, in die ich hineinschritt. Nichts regte sich in meiner Umgebung, ich hörte nur die eigenen Schritte, konnte mir jedoch vorstellen, beobachtet zu werden.

Es war Feindesland!

Ein kriegerischer Begriff, doch er traf zu. Die beiden sich schräg gegenüberstehenden Säulenformationen sahen auch wie Wächter aus, die über die Brücke hinwegschauten. Diese Symbolik ließ möglicherweise die Deutung zu, dass hier die Zeiten überschritten

werden konnten.
Von der Gegenwart hinein in die Vergangenheit und wieder zurück. Das jedenfalls war zu hoffen.
Ich blieb neben einer Säule stehen. Sie war rund und so massig, dass ich mich durchaus dahinter verstecken konnte. Die rechte Handfläche glitt über das Material. Es war sehr glatt und erinnerte mich an Marmor. Einschlüsse allerdings waren nicht zu erkennen.
Ich überprüfte auch die Temperatur des Gesteins, weil ich den Eindruck hatte, als wäre es erwärmt worden.
Ich nahm auch die linke Hand zu Hilfe und konnte den ersten Eindruck nur bestätigen.
Leicht angewärmt…
Dort tat sich etwas. Ein magischer Fluss durchzog die Säule. Beinahe wie leicht erwärmtes Wasser, und dies blieb nicht nur auf die eine Säule beschränkt. Bei den anderen erlebte ich es ebenfalls.
Dann stellte ich mich auf die Brücke.
Sie war auch völlig normal und aus dunklen, großen Blocksteinen errichtet worden. Unter ihr floss kein Bach, nicht das kleinste Rinnsal schäumte. Ich spürte aber das leichte Vibrieren des Gesteins, auf dem ich stand.
Es tat sich etwas.
Eine Erklärung zu finden war nicht leicht. Vielleicht hätte der Begriff magischer Motor gestimmt, aber auf derartige Dinge wollte ich mich ungern verlassen. Wenn ich hier alles richtig in die Reihe brachte, dann stand ich auf einer keltischen oder druidischen Kultstätte, auf einem Opferplatz eben.
Die Dämmerung nahm an Tiefe zu. Noch war es still. Es wehte auch kein Wind. Ich musste mich damit anfreunden, dass ich mich in einer Zeit befand, in der es noch keine Technik gegeben hatte, keine Autos, Gewehre, sanitäre Anlagen oder was weiß ich.
Hier war alles anders.
In dieser Zeit kam es auf den Menschen persönlich an, der sich ohne technische Hilfsmittel durchschlagen musste.
Nichts anderes würde mir übrig bleiben, wobei ich darüber nachdachte, ob ich hier an der Opferstätte warten sollte oder mir zunächst einmal die Umgebung ansah, um später zurückzukehren.
Die Entscheidung wurde mir abgenommen. In der Richtung, in die ich soeben schaute und wo ich die Dächer einiger Häuser oder Hütten vermutete, tat sich etwas.
Eine Veränderung fiel mir auf. Sie hatte nichts mit den Häusern zu tun, sondern mehr mit einem ungewöhnlichen, flackernden und sich bewegenden Schein, der den düsteren Himmel ein wenig aufhellte.
Widerschein von Flammen. Ich befürchtete schon, dass das eine oder andere Haus brannte, doch dann hätte das Feuer anders ausgesehen,

viel mächtiger, und es hätte sich auch nicht so bewegt wie dieses, denn das wanderte in meine Richtung.

Feuer – Fackeln…

Genau das war es. Es war kein Lagerfeuer oder ein brennendes Haus, dort hinten wurden Fackeln getragen. Ich ging schon davon aus, dass die Fackelträger eine regelrechte Prozession bildeten.

Und sie bewegten sich auf mich zu, die Opferstätte war ihr Ziel.

Diesmal dachte ich über den Begriff Opferstätte genauer nach. Es war durchaus möglich, dass etwas geopfert werden sollte, im schlimmsten Fall sogar Menschen.

Mir schossen einige Vermutungen durch den Sinn. Ich hatte schon öfter diese Opferungen erlebt, und ich wusste, dass sich die schrecklichen Rituale nicht allein auf Tiere bezogen. In den düsteren Zeiten waren auch Menschen geopfert worden.

Meine Gedanken drehten sich weiter.

Da war jemand, der sich so etwas wie die Unsterblichkeit hatte holen wollen. Er wollte nicht altern, er wollte jung bleiben, und er gab sein Alter ab.

Dafür opferte er jüngere Menschen.

Frauen, Männer, vielleicht auch Kinder?

Mein Hals trocknete aus, ich schaute mich um, weil ich nach einer Deckung suchte.

Es gab keine.

Es sei denn, ich verließ mich auf eine der Säulen. Dann musste ich aber die nehmen, die am weitesten vom Zentrum entfernt lag. Dort konnte ich nicht so schnell entdeckt werden, wenn ich es geschickt anfing.

Ich verschwand hinter der Säule und wartete ab. Dabei hatte ich den Kopf gedreht, sodass ich über den unmittelbaren Kultbereich hinwegschauen konnte.

Der Fackelschein bewegte sich noch immer. Die hellen und auch breiten Arme zuckten gegen den Himmel. Sie tanzten hinein, sie bewegten sich, sie schlugen einmal nach links, dann wieder nach rechts, und sie schickten einen Teil ihrer Helligkeit auch in die Tiefe, wo sie über die Schlange der Menschen hinwegglitten, die mir vorkam wie ein großer, sich bewegender Wurm.

Noch war die Gruppe zu weit entfernt, um Details erkennen zu können. Ich hörte auch nichts, sondern sah nur den Widerschein des Feuers, bis dann das ungewöhnliche Brausen an meine Ohren klang, mit dem ich zunächst nichts anfangen konnte.

Wenig später wusste ich Bescheid.

Das Brausen verstärkte sich nicht nur, ich fand auch seinen Grund heraus. Es lag am Gesang der Menschen, dessen Echo vor ihnen her- und auf mich zugetragen wurde.

Singend in den Tod!

Für einen Moment schoss mir dieses Beispiel durch den Kopf, das ich sofort wieder vertrieb, denn noch war es nicht so weit. Sie kamen näher, ich sah die Körper, die hintereinanderher gingen, und erkannte auch, dass die Bewegungen ziemlich unregelmäßig waren, denn einige unter ihnen mussten tatsächlich zum Gehen gezwungen werden.

Das waren die Opfer.

Für mich kam nichts anderes in Frage. Noch waren sie nicht so nah, um sie genau erkennen zu können, und auch von dem Phantom sah ich nichts. Dabei ging ich davon aus, dass er sich in der Nähe aufhalten musste, denn all dieser Mummenschanz galt ihm allein.

Aus dem Hintergrund stoben Reiter hervor. Sie trugen keine Rüstungen, hockten auf für meinen Geschmack etwas klobigen Pferden und waren mit Lanzen bewaffnet, die sie auch einsetzen, denn mit den Stielen schlugen sie hin und wieder auf die Rücken der Menschen, und erste Schreie erreichten meine Ohren.

Ich wartete.

Meine Spannung stieg.

Das war wie ein inneres Fieber, das immer stärker angeheizt wurde. Es würde bald etwas geschehen, das stand für mich fest, aber ich konnte und durfte jetzt noch nicht eingreifen, um dem einen oder anderen Opfer zu helfen, auch wenn mich deren Schreie rührten.

Die Gruppe war durch den Widerschein des Fackelfeuers eingehüllt. Er umtanzte sie wie ein aus unterschiedlichen Gelb- und Rottönen bestehender Mantel, und besonders dort, wo die armen Opfer gingen, verteilte sich die Helligkeit besonders gut.

Es waren Frauen.

In Lumpen eingehüllte Gestalten, die an einem Strick zusammengebunden waren, um nicht fliehen zu können. Wenn sie nicht schnell genug gingen, schlugen die Bewacher auf ihre Rücken.

Ich zählte vier Reiter.

Zwei von ihnen waren bereits vorgeritten und hatten die Brücke erreicht, wo sie zu beiden Seiten Aufstellung nahmen wie stumme Wächter, die alles kontrollierten.

Ich versuchte, die Anzahl der Menschen zu schätzen. Es waren mindestens zwanzig Personen, wenn nicht dreißig. Unter ihnen befanden sich auch einige Kinder, die von ihren Eltern an den Händen gehalten wurden. Auch sie sollten Zeugen einer Bluttat werden. Ich erinnerte mich an Berichte aus dem Mittelalter, wo Hinrichtungen immer wieder zu großen Volksfesten entartet waren.

Drei junge Frauen sollten sterben!

Sie weinten, sie konnten sich kaum auf den Beinen halten. Ihre nackten Füße schleiften über den Boden. Die langen Haare waren verfilzt, die Kleidung war zerrissen und sehr schmutzig.

Wahrscheinlich hatten sie zuvor schon unter den perversen Spielarten grausamer Folterknechte gelitten. Die Gesichter waren vom Leid gezeichnet. Im Schein der Fackeln wirkten sie wie dumpfe Masken.

Die Masse der Menschen ging nicht bis zur Brücke vor. Sie blieb stehen und bildete einen Halbkreis, wobei sich die Fackelträger an den Seiten aufgebaut hatten und ihr Licht über die Versammlung strömen ließen. Manchmal kamen mir die Flammen wie Arme vor.

Sie rissen immer wieder Löcher in die Dunkelheit, waren wie flatternde Fahnen, die jemand nach vorn schleuderte und wieder zurückzog.

Das Licht reichte aus. Es schuf zugleich eine schaurige Atmosphäre, die dem Tod und einem langsamen Sterben würdig war.

Die letzten beiden Aufpasser waren von den Rücken ihrer Pferde gestiegen und hatten die Tiere abseits stehen lassen. Jetzt drängten sie sich wieder vor. Ihr Ziel waren die drei Frauen. Sie hatten sich nicht mehr auf den Beinen halten können und waren vor der Brücke zusammengebrochen, scharf bewacht von den anderen Aufpassern.

Noch wurden ihre Hüften von dem langen Strick umschlungen, was sich schnell änderte. Die ankommenden Gehilfen zogen lange Messer oder Kurzschwerter aus ihren Gürteln und schlugen den Strick durch.

Die drei unglücklichen Frauen bekamen dies kaum mit. Sie lagen zusammengesunken auf dem Boden, weinten, ihre Schultern zuckten, und die langen, verfilzten Haare bedeckten ihre Köpfe.

Sie boten einen schlimmen, bedauernswerten Anblick, aber das rührte keinen Zuschauer. Die Menschen wollten ihr Erlebnis haben, und sie würden es bekommen.

An mich dachte niemand. Man hatte mich nicht entdeckt, die Säule war breit genug. Aber ich stand günstig, um alles überschauen zu können. Schon jetzt dachte ich darüber nach, was wohl geschehen würde, wenn jemand versuchte, die Frauen zu töten.

Dann musste ich eingreifen. Ich konnte nicht anders. Es wäre gegen meine eigene Moral gewesen, hätte ich dem Grauen einfach nur zugeschaut.

Noch war das Phantom nicht zu sehen, aber man kümmerte sich um die drei Frauen. Wieder waren es die vier Aufpasser, die sich mit ihnen beschäftigten.

Sie gingen hin, bückten sich und zerrten sie auf die Beine. Die Bedauernswerten sahen aus, als würden sie unter Drogen stehen. Sie konnten sich kaum auf den Beinen halten, immer wieder sackten sie zusammen und mussten hochgezerrt werden.

Schließlich standen sie schwankend da. Soeben noch hatten sie Kraft finden können, und sie mussten sich gegenseitig festhalten, um nicht von der Brücke zu fallen.

Die Wächter umschlichen sie. Zwei von ihnen trugen klumpige

Helme auf den Köpfen. Sie hatten auch Fellwesten über die muskulösen Körper gehängt und ihre Haut mit einem ranzig stinkenden Fett dick eingerieben.

Die Frauen standen zusammen. Ich konnte gegen ihre Profile schauen. Auch sie zeigten die Furcht in den Gesichtern, und wenn der Widerschein des Feuers in ihre Augen hineinglitt, dann sahen sie aus, als wären tiefe Höhlen ausgeleuchtet worden.

Ein Aufpasser sprach in einem scharfen Befehlston zu ihnen. Er war erst zufrieden, als er Antworten hörte. Dann zog er sich zurück und gesellte sich zu den anderen, aber abseits der normalen Zuschauer. Die Wächter bildeten eben eine Kaste für sich.

Meiner Ansicht nach konnte es nicht mehr lange dauern, bis der Höhepunkt erreicht wurde. Das allerdings klappte nicht ohne eine bestimmte Beschwörung. Aus der Menge trat ein alter Mann vor und blieb erst stehen, als er die Brücke erreicht hatte. Er legte seine Hände mit den Flächen zusammen und drückte die Arme in die Höhe, als wollte er den düsteren Himmel anbeten.

Ich schaute mir den Mann genauer an. Sein schlohweißes Haar und seine ganze Aufmachung erinnerten mich an einen Druiden-Priester, der die alten Beschwörungsformeln kannte und auch anzuwenden wusste. Vor ihm rammte jemand eine Fackel in den Boden, sodass sein Gesicht durch den Widerschein zu einer rötlichen Maske wurde. Er öffnete den Mund. Im Gesicht klaffte plötzlich ein Loch, und einen Augenblick später drang ein krächzender Singsang über seine Lippen, der die anderen in Ehrfurcht erstarren ließ.

Er beschwor den Dämon!

Die drei Frauen standen dich zusammengedrängt. Sie stützten sich gegenseitig ab und gaben sich auch durch den Körperkontakt die nötige Wärme. Sie weinten.

Ich wartete auf das Phantom. Ich wollte sehen, wie weit es ging, um dann erst einzugreifen.

Die Beretta war mit geweihten Silberkugeln geladen. Sie würde Aufsehen erregen, denn wer kannte in dieser Zeit schon eine Pistole? Das hatte es im ersten Jahrtausend nicht gegeben.

Der alte Mann hatte seine Stimme erhoben. Er schrie die Worte jetzt hervor, manchmal begleitet von krächzenden Lauten, und dann warf er die Arme hoch.

Es war eine typische Bewegung, die auch von den Zuschauern verstanden wurde.

Sie drehten die Köpfe, schauten hoch zu den Säulen und den dort vorhandenen Verbindungsbrücken.

Da war das Licht!

Ob es aus dem dunklen Himmel niedergefallen war, konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls zuckte es über den Opferplatz hinweg wie

splittrige, dürre, weißblaue Arme.
Zwischen den Säulen entstand ein Muster aus magischer Energie.
Helle, zuckende, sprühende Netze, von denen jedes einen Mittelpunkt hatte.
Auch ich merkte etwas von der Energie. Die Luft kam mir anders vor, sie war klarer geworden, als hätte man sie noch extra gereinigt.
Ich duckte mich und schaute hoch, weil ich einfach davon überzeugt war, dass es über mir geschehen würde.
Und es passierte.
In der Lichtinsel erschien eine Gestalt. Sie stand noch hinter den Säulen. Ich sah mich gezwungen, meinen Standplatz ein wenig zu verändern, um nicht von der Gestalt entdeckt zu werden.
Der rote Mantel sah aus wie eine erstarrte Flamme. Bei jedem Schritt geriet er in Bewegung und schwang vor wie ein großes Tuch.
Er war da.
Er war der Sieger, denn er war das Phantom!

***

Und er wurde behandelt wie ein Gott oder ein Götze. Die Versammelten hatten ihn gesehen. Sie starrten ihn alle an, bevor sie auf die Knie sanken, sich wieder erhoben und ihm die Referenz erwiesen.
Auch die vier Wächter hatten den unmittelbaren Bereich der Brücke verlassen, um dem Phantom den nötigen Platz zu verschaffen. Nur die drei jungen Frauen waren geblieben, eigentlich waren es noch Mädchen, für die die Jugend schon jetzt vorbei war.
Ich schüttelte mich, als ich daran dachte, und hoffte, dass es mir gelang, sie zu retten.
Das Phantom hatte mich nicht gesehen. Ich konnte einen sehr guten Blick in sein Gesicht werfen, wo mir etwas auffiel, denn so kannte ich das Gesicht aus meiner Zeit nicht. Es hatte sich stark verändert, es war viel älter geworden. Zwar nicht greisenhaft, aber schon das Gesicht eines alten Mannes.
Ein Mann, der sich seine Jugend holen wollte!
Diesen Traum träumte man nicht nur in meiner Zeit, man war ihm schon immer nachgeeilt.
Er hatte mich passiert.
Ich wartete.
Sein Rücken schwamm in einem roten Meer. Der Stoff des Mantels wellte sich bei jedem Schritt, und dann stand er plötzlich dicht vor den seitlichen Stufen der Brücke.
Dort stoppte er.
Die Menschen hatten ihm die nötige Referenz erwiesen und sich nun wieder aufgerichtet. Beinahe hörig starrten sie ihn an, und es war der

Weißhaarige, der das Wort übernahm.

Was er sagte, verstand ich nicht, doch ich konnte es mir denken, denn er wies immer wieder auf die drei Frauen, nickte dabei und erklärte, dass sie wohl bereit waren.

Das Phantom nickte.

Der Weißhaarige trat zurück. Damit war der Weg für den Dämon frei. Er konnte die Brücke betreten.

Einen Schritt brauchte er nur zu gehen, dann hatte er die Treppe erreicht.

Er stand auf der Stufe. Die drei jungen Frauen drängten sich noch immer zusammen. Ich hörte ihr Keuchen und auch ihr Weinen, und ich sah, wie das Phantom den Arm ausstreckte, um sich die erste der drei zu greifen.

Die Hand fand eine Schulter. Finger klammerten sich fest. Ein leiser Wehlaut löste sich aus der Kehle des Mädchens, das plötzlich den Ruck spürte, als das Phantom es zu sich heranriss. Es streckte noch seinen Arm aus, in der Hoffnung, von einer anderen Hand gehalten zu werden, doch es war zu spät.

Niemand griff zu, keine hielt sie fest, sie war eine Beute des Druiden-Phantoms.

Es drehte mir den Rücken zu, und es hielt sein Opfer wie eine Puppe in den Armen. In einem dunklen Mantel hätte es sich von der Rückseite kaum von Dracula unterschieden.

Mir kam diese Haltung gerade recht. Niemand achtete auf mich, als ich mich aus der Deckung löste. Ich hatte das Kreuz jetzt offen vor meine Brust gehängt. Ob es mir den nötigen Schutz verlieh, wusste ich nicht, jedenfalls kam ich durch. Ich hob die Waffe an, und niemand war da, der das Phantom warnte.

Ich schlug zu.

Mit vehementer Wucht raste der Griff der Beretta in den Nacken der Gestalt, die blitzschnell vor meinen Füßen zusammenbrach…

***

Von dieser Aktion war selbst ich überrascht worden, denn damit hätte ich auf keinen Fall gerechnet. Ich hatte ihn für viel stärker gehalten, aber er lag zu meinen Füßen und war noch auf sein Opfer gefallen, das sich ebenfalls nicht rührte und überhaupt nicht wusste, wie ihm geschah. Jetzt stand ich im Mittelpunkt, ohne allerdings viel erkennen zu können, denn das verdammte unruhige Licht der Fackeln blendete mich. Es tanzte vor meinen Augen, es zeigte mir eine verschwommene Szenerie, aus der sehr leicht eine Lanze gegen mich fliegen konnte, deshalb war es besser, wenn ich mich um einen Schutz kümmerte.

Ich zerrte das Phantom hoch!

Wie einen Schild hielt ich es vor meinem Körper, und ich hatte auch meine Beretta nicht weggesteckt, deren Mündung den Kopf des Phantoms an der Seite berührte.

Ich ging davon aus, dass die Beretta kaum einen Schrecken verbreitete, die Menschen kannten sie ja nicht. Ich sprach zudem nicht ihre Sprache, und das Phantom schien bewusstlos zu sein.

Es gab vorerst nur die eine Chance für mich. Der Rückzug zu einer der Säulen.

Dazu kam ich zunächst nicht.

Der alte Mann mit seinem weißen Bart brüllte mich an. Er ballte seine Hände zu Fäusten, streckte die Arme in die Luft, ließ sie wieder fallen und wiederholte das Ganze.

Ich blieb gelassen, denn irgendwie kam er mir lächerlich vor. Er sah aus wie ein zu groß geratener Giftzwerg, der jeden Augenblick überkochen konnte.

Zwei andere Schreie schreckten mich auf. Natürlich, die Aufpasser mussten eingreifen, dafür waren sie schließlich da, und sie kamen von zwei Seiten auf mich zu.

Ich duckte mich hinter der starren Gestalt des Phantoms zusammen, dann sah ich die erste Gestalt praktisch in Reichweite von mir entfernt erscheinen. Der Mann wollte mir seine Lanze schräg in den Körper rammen. Ich drehte mich ihm entgegen, und die Person in meinem Griff machte die Bewegung mit.

Dann schoss ich.

Ich hatte ihn nicht tödlich treffen wollen. Irgendwo zwischen Brust und Schulter schlug die geweihte Silberkugel in der rechten Seite ein. Sie stoppte seinen Lauf. Das Echo des Schusses hatte die Schreie verstummen lassen. Zahlreiche Augenpaare richteten sich auf die Gestalt des Wächters, der nicht begreifen konnte, was mit ihm geschehen war. Er taumelte zurück, die Lanze hatte er fallen lassen.

Dann presste er die Hand auf die Wunde und fiel zu Boden.

Schmerzen mussten ihn durchtoben, das war sein Problem. Ich dagegen hatte ein neues.

Der zweite Aufpasser griff an.

Er bekam ebenfalls eine Kugel.

Der Mann schrie, er hüpfte noch einmal, drehte sich und fiel gegen die in den Boden gerammte Fackel, die er umriss. Das Feuer tanzte wie mit heißen Zungen über seinen halbnackten Körper.

Ich hatte die Meute zwar aufhalten können, aber noch längst nicht gewonnen, deshalb musste ich einfach weg, und ich wollte meine Geisel auf keinen Fall loslassen.

Nur die bedauernswerten Frauen hatten gespürt, welche Chancen sich ihnen eröffneten. Sie bewegten sich von der Brücke weg und krochen auf der anderen Seite die Stufen hinab. Dann rafften sie sich

auf und rannten in die Dunkelheit hinein.

Darüber war ich froh. Ich hatte nicht damit rechnen können, alle drei zu retten.

Ich zerrte das Phantom zurück. Es bewegte sich noch immer nicht.

Das konnte ich kaum fassen. Sollte ein einziger Treffer tatsächlich in der Lage gewesen sein, einen derartig mächtigen Dämon außer Gefecht zu setzen. Das wollte ich einfach nicht begreifen.

Noch standen die anderen unter einem Schock. So lange wie möglich wollte ich diese Gelegenheit nutzen. Natürlich wusste ich nicht, wohin ich mich wenden sollte, deshalb sah ich erst einmal zu, in die Nähe der Säulen zu gelangen.

Er folgte mir.

Der Dämon war einfach nicht mehr in der Lage, auch nur den leichtesten Widerstand zu leisten. Seine Füße schleiften über den Boden, sein Mantel bewegte sich wehend, er schlug mir einige Male gegen das Gesicht, und als ich endlich den Platz zwischen den beiden Säulen erreicht hatte, fühlte ich mich besser.

Der linke Arm war mir schon steif geworden. Lange würde ich den anderen nicht mehr halten können. Aber so schnell wie jetzt wollte ich ihn auch nicht loslassen, denn schräg von der Seite her wischte etwas Helles auf mich zu.

Jemand hatte eine Fackel geworfen!

Ich drehte noch den Kopf und sah, wie sie sich während des Flugs einige Male überschlug, ohne allerdings die Richtung zu ändern. Sie musste mich einfach treffen.

Ich wollte mich ducken.

Da traf mich der Ellbogen in der Magengrube. Ich duckte mich zwangsläufig und hatte Glück, dass mich die Fackel verfehlte. Einen Augenblick später jedoch hatte ich wieder Pech, denn da umklammerte das Phantom mein Bein und riss mich um.

Ich fiel auf den harten Boden, hielt die Beretta aber fest und hörte das Geheul der Menschen.

Für einen Moment sah ich das Phantom noch vor mir stehen. Eine Gestalt, die wie in helles Blut eingepackt wirkte. Sie brüllte einen heiseren Befehl, der den Massen galt.

Die setzten sich in Bewegung.

Die beiden noch nicht angeschossenen Wärter bildeten die Spitze.

Sie trugen auch ihre Lanzen, und sie sahen mir verdammt danach aus, als wollten sie mich damit aufspießen.

Elegant glitt das Phantom zur Seite, um den beiden Platz zu machen.

Ich feuerte im Liegen.

Zuerst erwischte ich den rechten. Die Wucht des Einschlags wirbelte ihn herum, er stolperte zur Seite und prallte gegen eine Säule, wo er dann zusammenbrach.

Der andere lief ebenfalls in meine Kugel.

Er hatte die Lanze bereits erhoben gehabt. Als ihn das Geschoss erwischte, da flog er zur Seite. Den Wurf konnte er nicht mehr stoppen, aber die Lanze jagte nicht in meinen Körper, sie traf einen anderen.

Ich hörte einen schrecklichen Schrei, kümmerte mich nicht darum, was dort passiert war, sondern sorgte dafür, so schnell wie möglich auf die Beine zu kommen.

Ich schaffte es nicht mehr ganz, als sie mich erwischten. Plötzlich waren sie bei mir, und sie kamen über mich. Nicht nur zwei oder drei, sie wuchteten sich im Dutzend gegen mich, und sie schafften es, mich wieder umzureißen.

Jemand trat mir auf den Arm.

Ich schrie, ließ die Beretta nicht los, der Druck verschwand, um einer harten Klammer Platz zu schaffen, die sich um mein rechtes Handgelenk gedreht hatte.

Jemand zerrte es so weit herum, dass ich die Waffe einfach loslassen musste.

Man trat sie weg.

Man schlug mir ins Gesicht: Die Lippe platzte auf, ich schmeckte Blut und trat nach dem Schläger. Mein Fuß traf seinen ungeschützten Bauch. Er würgte und verschwand aus meinem Sichtbereich.

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung riss ich mich los und kam wieder auf die Füße.

Ziemlich wacklig in den Knien blieb ich stehen. Vor meinen Augen bewegte sich einiges, die Welt tanzte plötzlich einen zuckenden Reigen vor mir, den ich nicht so leicht durchbrechen konnte.

Ich hörte einen Befehl!

Wütend und scharf klang er.

Mehrere Körper zugleich wuchteten sich auf mich. Ich sah, wie das Phantom meine Beretta aufnahm und sie einsteckte. Ein Holzstück wurde gegen meinen Hals gepresst. Der harte Druck wuchtete mich zurück in eine rückwärtige Lage.

Zwei knieten auf meinem Körper.

Die Beine konnte ich nicht mehr bewegen, den Oberkörper ebenfalls nicht, und das verdammte Holz raubte mir die Luft.

Jetzt hatten sie mich.

Ich durfte mich nicht mal beschweren. Es hatte so kommen müssen. Als Einzelperson war ich einfach zu schwach gewesen, um mich gegen die Meute behaupten zu können.

Was würde geschehen? Wie würde dieses Phantom seine Rache genießen? Es hatte sich zurückgezogen, kam jetzt aber wieder vor, und auf seinem Gesicht entdeckte ich das böse, gemeine Lächeln, den Triumph eines widerlichen Dämons.

Ich tat nichts.

Mein Atem ging schneller, denn der Druck vor meinem Hals war gelockert worden. Noch kniete der Kerl halb auf mir, und er stank wie alte Lumpen. Sein Gesicht sah aus wie dicker Teig, der Mund war eine widerliche Wunde, fauliger Atem strich über meine Lippen hinweg. Ich hatte die Arme ausgebreitet, und zwei Personen knieten auf ihnen, sodass ich mich auch nicht mehr rühren konnte.

Es war zum Heulen.

Auch zum Sterben!

Zum ersten Mal kam mir der Gedanke. Ich fühlte mich bereit zum Sterben. Ich war bereit, in das Jenseits einzutauchen, es fehlte nur mehr ein kleiner Schritt.

In der Vergangenheit sterben, wo ich doch aus der Zukunft kam?

Ging das überhaupt? Dann hätte ich all meine Abenteuer und Fälle doch gar nicht erleben können…

Er kam.

Meine Gedanken rissen ab.

Das Phantom bewegte sich lautlos. Es blieb neben mir stehen und schaute auf mich herab.

Er lächelte wieder. Er war der Herr, und einen Augenblick später veränderte sich die Szenerie.

Ich hörte das Keuchen, das leise Wimmern, das Weinen. Eine mir bekannte Geräuschkulisse, und Sekunden später schon war mein Sichtfeld frei. Die Häscher hatten es tatsächlich geschafft, eine der jungen Frauen wieder einzufangen. Sie konnte nicht richtig laufen.

Immer wenn sie das rechte Bein durch ihr Gewicht belastete, knickte es weg, deshalb wurde sie mehr hingeschleift.

Ihr Ziel war das Phantom!

Ein gealterter Mann, süchtig nach Jugend, die er sich jetzt nehmen wollte.

Er schaute noch einmal mich an, nickte. Zu sprechen brauchte er nicht. Seine Worte hatte ich im Gesicht gelesen und auch in seinen Augen. Es war klar, was er wollte.

Das Phantom wollte mir demonstrieren, wie hilflos ich war im Gegensatz zu ihm.

Er wollte die Jugend.

Er würde sie bekommen. Ich würde Zeuge sein, und anschließend würde er sich um mich kümmern.

Verdammt auch!

Weg kam ich hier nicht. Es war unmöglich. Man hatte mich durch das Gewicht mehrerer Körper auf dem Stein praktisch festgenagelt.

Ich war der Zuschauer, ich war hilflos und sah nun, wie die junge Frau dem Phantom entgegengeschleudert wurde.

Er packte zu.

Es waren Krallen, die nicht losließen. Hart und brutal. Sie drückten die Haut und das Fleisch zusammen. Sie zwangen die junge Frau in die Knie, dann zerrten sie sie wieder hoch.

Im Gegensatz zu dem Phantom war sie klein. Er musste sie auf die Zehenspitzen und höher zerren, um ihren Mund mit dem seinen auf eine Höhe zu bringen.

Auch er öffnete sein Maul. In diesem Augenblick wirkte er wie ein Vampir, der nach dem Blut des Opfers gierte. Das wollte er nicht.

Dieses Phantom ernährte sich von der Jugend, von der Kraft des Opfers, und ich würde den Vorgang haarklein mitbekommen.

Da jemand mit einer Fackel in die Nähe der beiden trat und dort stehen blieb, wurde sein Gesicht aus der Dunkelheit hervorgerissen, und ich sah es wie ein Gemälde überdeutlich vor mir. Ich sah auch die angstverzerrten Züge des höchstens achtzehnjährigen Mädchens. Es wusste, was geschehen sollte. Wahrscheinlich hatte es schon von vielen ähnlichen Vorfällen erfahren und konnte nicht fassen, dass mit ihm das Gleiche passieren sollte.

Er zog die für mich Namenlose näher zu sich heran. Sein Lächeln war erwartungsfroh, die Augen glänzten in einer wilden Vorfreude, und durch seine Pupillen tanzte das Licht mit hellen und dunklen Reflexen.

Ich spürte die Angst.

Sie hatte sich tief in meinen Leib gebohrt, denn wenn er mit dem Mädchen fertig war, kam ich an die Reihe.

Mir auch die Jugend nehmen?

Nein, zu dieser Schicht gehörte ich nicht mehr. Das lag schon ein paar Jahre zurück.

Das Phantom zerrte den Kopf vor. Auch wenn sich das Opfer dagegenstemmte, es hatte nicht die Spur einer Chance, zu groß war die Kraft des anderen.

Er küsste sie.

Nein, küssen war nicht der richtige Ausdruck. Er presste seine Lippen auf die ihren, und er fing damit an, sie regelrecht auszusaugen. Die beiden so unterschiedlichen Gesichter schienen miteinander zu verschmelzen, und ich sah auch, wie die dünne Haut am Hals des Phantoms anfing zu zucken.

Er trank ihre Seele!

Er nahm ihr die Jugend.

Und er gab ihr das Alter!

Obwohl beide Gesichter sehr dicht zusammen waren, konnte ich sie noch auseinander halten. Ich sah, wie sie sich veränderten, wie die Furchen aus dem Gesicht des Phantoms verschwanden, wie sich die Haut straffte und plötzlich keine Falten mehr zu sehen waren.

Sie wurde glatt, straff, und sie nahm eine beinahe schon jugendliche Frische an.

Ganz im Gegenteil zu der des Mädchens!

Knappe achtzehn verwandelte sie sich innerhalb von Sekunden zuerst in eine alte Frau, um anschließend eine Greisin zu werden.

Das Haar sah aus, als wollte es sich auflösen, dabei ringelte es sich, geriet in Bewegungen, aber es fiel nicht aus der Kopfhaut, sondern nahm einen grauen und danach einen weißen Ton an.

Schlohweiß – greisenhaft Ich konnte es kaum fassen. In meinem Innern zitterte es. In mir tobte ein kaum zu beschreibendes Gefühl, weil ich eben dalag und schrecklich hilflos war.

Nichts mehr – vorbei…

Nein, ich hatte keine Angst, ich war lethargisch geworden und kam mir vor wie jemand, der gar nicht dazugehörte. Das Phantom klammerte und saugte sich noch immer an der jungen Frau fest. Er wollte auch den letzten Tropfen Jugend zu sich holen.

Dann stieß er das Gesicht plötzlich weg, hielt die Gestalt aber noch fest und drehte sie so, dass ich sie direkt von vorn anschauen konnte, um zu sehen, was aus ihr geworden war.

Alt, vergreist…

Kein Leben mehr, der Körper war steif, der Glanz in ihren Augen verloschen.

Sie stand noch auf den Beinen, aber sie war tot. Sie hatte ihre Seele, ihre Jugend für ihn gegeben und wurde nun mit einer lässigen Bewegung zur Seite gestoßen.

Niemand war da, der die Hülle von Körper auffing. Mit einem-dumpfen Laut landete er auf dem Erdboden.

Er blieb liegen…

Das Phantom aber straffte sich.

Zahlreiche Augenpaare waren auf sein Gesicht gerichtet, das sein ursprüngliches Alter verloren hatte und eine Jugend zeigte, die einfach nicht zu ihm passen wollte.

Ein Opfer hatte es gehabt.

Ein zweites wollte das Phantom noch. Mir streckte es seine Hand entgegen und krümmte einige Male den Finger. Das Zeichen war nicht zu übersehen, auch nicht für die, die mich festhielten. Ich lag nicht mehr lange am Boden, man griff zu und zerrte mich in die Höhe. Ich hatte darauf gewartet, doch ich erhielt keine Chance, um mich zu befreien, denn noch mehr Helfer waren zur Stelle. Sie drückten mich auf das Phantom zu, sodass wir uns gegenüberstanden.

Er schaute mich an.

Seine Augen funkelten wie das Licht düsterer Sterne. Die Lippen waren verzerrt, eine Zungenspitze huschte aus dem Spalt hervor und zeichnete den Mund nach.

Ich versteifte mich, als ich seine Hand auf mich zukommen sah, die mich in die für ihn genehme Richtung drücken wollte. Vom Rücken

her bekam ich Druck, man schob mich vor, ihm entgegen.

Das Phantom hatte gewonnen -oder?

Ich hörte die Stimmen.

Leise, aber deutlich.

Stimmen aus einer irren Entfernung. Eine Frau sprach, ein Mann ebenfalls.

War es Suko?

Nein, das bildete ich mir nur ein. Das konnte doch nicht wahr sein.

Wie sollte Suko dazu kommen, mit mir zu reden, über Jahrhunderte hinweg?

Aber es war keine Täuschung, denn auch das Phantom hatte den Umschwung bemerkt. Er irritierte ihn. Es drehte den Kopf, schaute in die Höhe zu den Enden der Säulen hin, als käme von dort die Rettung.

Dort geschah auch etwas.

Nur war es nicht die Rettung, sondern etwas völlig anderes und auch kaum Vorhersehbares.

Blitze zuckten. Sie spannten ein magisches Netz, in dessen Mitte ein Bild entstand.

Die Scheune?

Ich nahm einen seltsamen Geruch wahr, die Stimmen intensivierten sich, und vor mir zuckte das Phantom, als hätte es mehrere Stromstöße auf einmal erhalten.

Dabei waren die magischen Blitze in den Körper hineingefahren, und sie erwischten auch mich.

Ich hörte mich selbst schreien. Ich fiel nach vorn, ich kippte weiter, immer weiter…

Dunkelheit!

Stille!

Der Tod?

Nein, das Leben, denn einen kaum erfassbaren Moment später war ich wieder voll da.

Nur nicht mehr in der Vergangenheit, sondern in meiner Zeit, die mich endlich zurück hatte…

***

Suko stand kurz davor, einfach zu verzweifeln. Er konnte es nicht mehr glauben, es war für ihn einfach zu unwahrscheinlich, aber Doris Clinton hatte sich nicht beirren lassen und einfach weitergemacht, ohne auf seine Proteste zu achten. Sie hatte ihn sogar so weit gebracht, dass er zu ihr hielt und sie einige Male richtig unterstützte, um den Zauber noch zu verstärken.

Klappte es?

Suko schaute immer wieder in den hochquellenden Rauch hinein, als würde er dort die Antwort finden.

Er fand sie tatsächlich, denn hin und wieder erschienen trotz der Schwaden die Bildfragmente der Szenen, die sich in einer anderen Zeit abspielten.

Sehr deutlich sah Suko, wie schlecht es seinem Freund John Sinclair ging, und er wollte ihm helfen, nur war es nicht zu schaffen.

Beide trennten nicht nur Kilometer, sondern Jahrhunderte, und dort eine Brücke zu schlagen, war so gut wie unmöglich.

Doris glaubte an einen Sieg.

Suko nicht mehr.

Die junge Frau sprach weiter, als wollte sie den Rauch hypnotisieren, und sie schaffte es tatsächlich, die Entfernung zu überbrücken und eine Magie aufzubauen.

Ihre war stärker.

Sie holte John und das Phantom zurück.

In einem lautlosen Inferno von Blitzen, das durch die Scheune raste, materialisierten sich beide Gestalten. Sie waren auf einmal da, als wären sie aus der tiefen Dunkelheit in dieses normale Leben wieder hineingesprungen.

Und sie waren gesund. Es war ihnen nichts passiert. John blutete nur ein wenig an den Lippen.

Er stand auf dem Boden wie auch das Phantom. Beide waren noch etwas durcheinander, und Suko sah, wie John Sinclair von seinem Gegner wegtaumelte.

Das war für ihn der Moment zum Angriff!

***

Ich kam mit der neuen Situation noch nicht zurecht. Eines aber stand fest. Ich befand mich wieder in meiner Zeit, und ich war an den Ort zurückgekehrt, wo die Reise auch begonnen hatte, in der Scheune.

Das Phantom taumelte von mir weg. Es bewegte hektisch seine Arme. Das Gesicht war glatt und gleichzeitig böse, auch so verdammt kalt und abgebrüht.

Ich musste es erwischen, und zwar endgültig. Das Gleiche wollte auch Suko, und er war schneller als ich. Mit gewaltigen Schritten hetzte er auf seinen Gegner zu und zog während des Laufs seine Dämonenpeitsche. Einmal schlug er den Kreis, und die drei Riemen rutschten hervor. Mit dieser Waffe wollte er den Dämon vernichten.

Keine Säulen mehr, keine Brücke, auch nicht die Leere des Alls oder der Zeit, die uns umgaben. Im Prinzip ideale Voraussetzungen für einen Sieg, wenn nicht, ja wenn nicht das verfluchte Phantom noch eine Waffe besessen hätte, und zwar meine Beretta.

Suko war noch nicht zum Schlag gekommen, als sein Gegner zurückhuschte, sich dabei drehte und die Pistole zog.

Ich sah es besser als mein Freund und warnte ihn durch einen

schrillen Ruf.

Suko reagierte nicht. Er hatte bereits den rechten Arm erhoben, er wollte den Schlag führen, da fiel der Schuss.

Für mich schien die Welt zu erstarren. Die gesamte Umgebung bestand nur mehr aus Schatten, die sich wie zu einem Puzzle zusammengesetzt hatten. In den folgenden Sekunden – vielleicht zwei, oder drei – stand alles still, obwohl ich mich bewegte, aber ich sah Suko am Boden liegen, wo er sich nicht rührte.

Das Phantom hatte geschossen.

Es stand da, hielt die Beretta mit beiden Händen fest, hob jetzt die Arme an und drehte sie in meine Richtung. Ich nahm die Bewegung der jungen Frau aus dem Augenwinkel wahr. Sie hetzte auf Suko zu und warf sich neben ihm auf die Knie.

Das Phantom lachte.

Es wirkte auf mich wie ein Clown, vergleichbar mit einem bleichen Domino, denn das Gesicht war mit einer sehr dünnen, blassen Haut versehen, unter der sich deutlich die Adern abzeichneten. Die Gestalt stand unter einem magischen Stress. Sie suchte das neue Ziel, ohne es finden zu können, denn ich hatte mich hinter einem Pfosten geduckt.

Und ich hielt den Dolch fest.

Er gegen die Beretta.

Da war der Dolch immer unterlegen. Eine Kugel war schneller, doch ich musste raffinierter sein.

Blitzartig änderte das Phantom seinen Plan. Auf einmal war ich uninteressant geworden. Es hatte sich gedreht und huschte quer durch die Scheune auf das Mädchen zu.

Doris Clinton war in diesem Fall eine ideale Geisel. Suko konnte ihr nicht helfen, er lag bewegungslos neben ihr, ich wusste nicht mal, ob er noch lebte.

Deshalb schnellte ich hinter meiner Deckung hervor. Der geweihte Dolch musste ihn einfach treffen, sonst waren Doris Clinton und auch Suko endgültig verloren.

Da fiel ein Schuss!

Ich sah das Mündungsfeuer in Höhe des Bodens und wusste, dass mein Freund geschossen hatte. Der Trick war ihm gelungen. Er hatte das Phantom in Sicherheit gewiegt, und die geweihte Silberkugel war genau durch den Hals des dämonischen Wesens gefahren wie ein glatter Schnitt.

Das Phantom heulte wie ein Hund.

Mit dem Rücken klatschte es gegen einen Pfeiler. Eine dicke Flüssigkeit strömte aus der Wunde und rann über seine Brust hinweg nach unten. Immer mehr von diesem Zeug – vielleicht war es uraltes Blut – pumpte hervor, und Suko ging auf Nummer Sicher.

Er schlug mit der Dämonenpeitsche zu.

Die drei Riemen zertrümmerten den Kopf des Phantoms. Die Gestalt aus der Vergangenheit konnte diesem magischen Ansturm nichts mehr entgegensetzen.

Vor Suko und mir, ich hatte meinen Freund mittlerweile erreicht, brach sie zusammen.

Zurück blieb ein Klumpen aus Schleim, Blut und Haut.

Ich holte mir meine Beretta zurück und hörte Sukos Frage:

»Warum hast du sie abgegeben?«

»Haha, so etwas tue ich freiwillig, wie?«

»War nur ein Scherz.«

»Das dachte ich mir.« Ich schaute ihn an. »Du hast ausgesehen wie ein Toter.«

»Das ist wie beim Poker, John, manchmal muss man eben bluffen. Diesmal hat es geklappt.«

Nicht für alle.

Sechs Tote hatte dieser schreckliche Fall gekostet, nur Doris Clinton hatte Glück gehabt und überlebt.

Das hier war ein Fall gewesen, mit dem ich nicht zurechtkam. Ich wollte ihn nur so schnell wie möglich vergessen und mich um andere Dinge kümmern…

ENDE